AUS OBERSCHLESIENS VERGANGENHEIT

Beiträge zur schlesischen Geschichte



herausgegeben
vom
Verein für Geschichte Schlesiens

3,50

GLEIWITZ·1921
HEIMATVERLAG
OBERSCHLESIEN
G · M · B · H

HA. BR. GL.

Heimatverlag Oberschlesien G. m. b. H. Gleiwitz

Erinnerungswerk v. bleibendem Wert

Oberschlesien
Ein Land deutscher Kultur

Mit zahlreichen Bildern und einem Bilderanhang in feinstem Kupfertiefdruck. Etwa 200 Seiten stark. Größe 21,5 : 27,5 cm. 1.—30. Tausend

Vorzugs[illegible] M. 20.—
Späterer [illegible]

Zu den Mit[illegible]

Prof. Dr. Paul[illegible]
hausen, Dr. E[illegible]
Bruno Arndt,[illegible]
Dr. Bruno [illegible]
Hintze, Pro[illegible]
Dr. Karl Ma[illegible]
Prof. Dr. F.[illegible]

Drei wichtige Aufklärungsschriften

Was muß jedermann über Oberschlesien wissen?

1.—10. Tausend
Von **R. Kurpiun.** M. 3.—

Dipl.-Ingenieur A. Tupfer
Die wirtschaftlichen Aussichten Oberschlesiens im polnischen Staatsverband

[illegible] Tausend M. 3.—

Oberschlesien politisch gehören

industrielle Produktivität
werden soll, und wenn
am vollkommensten aus-
itzt werden sollen?
Bergrat J. Westphal
Tausend M. 3.—

Oberschl[illegible] in feinstem Kupfertiefdruck

KSIĘGARNIA
ANTYKWARIAT
DOM KSIĄŻKI
50,-
033223 F

Un[illegible] Eichendorffs Heimat

Das Hohelied d[illegible] **u. Landschaftsstimmungen in Oberschlesien**

Band I: Die Hütte
16 Aufnahmen von **Bruno Zwiener**
6.—10. Tausend

Vornehmes Geschenkalbum:

Ausgabe A
auf farbigem Karton 20 : 24 cm M. 15.—

Ausgabe B
dasselbe mit Seidenschnur M. 18.—

Ausgabe C
dasselbe, Liebhaber-Ausgabe M. 25.—

16 Bilder mit Versen von Eichendorff
Herausgegeben von **Frieda Kaisig**
6.—10. Tausend

Vornehmer Geschenkband:

Ausgabe A
auf imit. Bütten, Kartongröße 20 : 24 cm
M. 18.—

Ausgabe B
dasselbe mit Seidenschnur, Liebhaber-Ausgabe M. 25.—

Schönwald Trachtenbilder aus einem deutschen Dorf in Oberschlesien. Herausgegeben und bearbeitet von **Frieda Kaisig.** Mit farbigem Umschlag nach Original-Buntstickerei. Auf imitiert Büttenkarton. 32 Bilder nach Aufnahmen von Bruno Zwiener in Kupfertiefdruck M. 18.—

Aus Oberschlesiens Vergangenheit.

Beiträge zur schlesischen Geschichte

herausgegeben

vom

Verein für Geschichte Schlesiens.

Gleiwitz,
Heimatverlag Oberschlesien, G. m. b. H.
1921.



77751 s

943.8

ZBIORY ŚLĄSKIE

Akc K Nr 52/74/S

Der polnische Verzicht auf Schlesien.

Von **Prof. Dr. H. Wendt,**
Direktor des Breslauer Stadtarchivs.

Die Geschichtswissenschaft hat auch in politisch bewegten Zeiten dem Parteikampfe fernzubleiben, ruhig und leidenschaftslos die Erforschung dessen, was gewesen ist, zu betreiben. Wenn aber Parteileidenschaft die geschichtliche Wahrheit für ihre Zwecke zu entstellen sucht, dann ist die Forschung nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet, solchem Mißbrauch entgegenzutreten. Die Notwendigkeit, gegen nationalpolitische Entstellungen Verwahrung einzulegen, ist neuerdings, seit die Einheit Schlesiens durch polnische Ansprüche gefährdet ist, in einem Punkte besonders dringlich geworden, bezüglich des polnischen Verzichts auf Schlesien im 14. Jahrhundert.

Bisher galt als feststehende Tatsache, daß der Zusammenhang Schlesiens mit Polen seit 1163 durch die Entstehung besonderer schlesischer Nebenlinien der Piasten schon gelockert war und im 14. Jahrhundert, als die schlesischen Herzöge sich der böhmischen Lehnshoheit unterworfen hatten und die polnischen Könige dreimal, 1335, 1339 und 1372, feierlichst auf Schlesien verzichtet hatten, ganz weggefallen ist. Aber jetzt liest man es in polnischen Flugschriften und Zeitschriften anders. Dort[1]) sucht man die Beweiskraft der am 24. August 1335 zu Trentschin ausgestellten Urkunde[2]), in der die Bevollmächtigten des Königs Kasimir auf Schlesien verzichten, dadurch abzuschwächen, daß man die in der Urkunde gemachte Unterscheidung zwischen den Fürstentümern Breslau und Glogau und den andern schlesischen Fürsten-

[1]) z. B. Gazeta Ludowa, Kattowitz. vom 23. 6. 1920.

[2]) Lehns- und Besitzurkunden Schlesiens, herausgegeben von Grünhagen und Markgraf I, 3 f.

tümern hervorhebt, so daß es den Anschein gewinnen könnte, als habe der König eigentlich nur auf Breslau und Glogau verzichtet. Ferner wird ausgeführt, der Trentschiner Verzicht sei überhaupt null und nichtig geworden, denn Papst Innozenz VI. habe den König Kasimir 1354 auf sein Ersuchen von den Versprechungen und Eidschwüren, durch die er auf gewisse von seinem Reiche abgetretene Gebiete (darunter auch Schlesien) verzichtet habe, feierlich entbunden [1]).

In der Trentschiner Urkunde von 1335, deren Wortlaut wir zunächst prüfen wollen, erklären die Bevollmächtigten König Kasimirs von Polen: König Johann von Böhmen und sein Sohn Karl, Markgraf von Mähren (später Kaiser Karl IV.), haben auf alle ihre Ansprüche auf das Königreich Polen verzichtet. Von diesem Verzicht haben sie ausgenommen (also für sich vorbehalten) die Herzöge mit ihren Besitzungen, die ihnen als Vasallen den Lehnseid geleistet haben, nämlich die Herzöge von Liegnitz, Brieg, Sagan, Crossen, Öls, Steinau, Oppeln, Falkenberg, Großstrehlitz, Cosel, Beuthen, Masowien (Plock), Ratibor, Auschwitz und Teschen. Außerdem behalten sie sich vor die Lande (terras) Breslau und Glogau mit allem Zubehör. Auf diese vom Könige von Böhmen und seinem Sohne vorbehaltenen Herzöge und Herzogtümer (ducibus et ducatibus) leisten die Bevollmächtigten des Königs von Polen Verzicht.

Es werden also allerdings in der Verzichturkunde die Fürstentümer Breslau und Glogau von den übrigen schlesischen Fürstentümern: Liegnitz, Brieg usw. und ihren Landesfürsten, den Herzögen, deutlich unterschieden. Aber das hatte seinen Grund lediglich in dem verschiedenen Rechts- und Besitzverhältnisse, in dem sie zum Böhmenkönige standen. Die Fürstentümer Breslau und Glogau hatten teils keine eigenen Herzöge mehr, teils stand das Aussterben der betreffenden Herzogslinie in naher Aussicht. Daher konnte sie der König als seinen unmittelbaren Besitz (später „Erbfürstentümer" genannt) betrachten. Aber die übrigen Fürstentümer, die noch ihre eigenen Herzöge hatten, standen nur unter der obersten Lehnshoheit, also im mittelbaren Besitz des böhmischen Königs. Jedenfalls bedeutete aber dieses verschiedenartige Rechts- und Besitzverhältnis für den Umfang und den Sinn

[1]) Mosbach, Wiadomości do Dziejów Polskich z Archiwum Prowincyi Szląskiej, Ostrowo 1860, S. 43 ff.

des polnischen Verzichts auf ganz Schlesien, einschließlich Oberschlesien, nicht das Geringste. König Kasimir verzichtete durch seine Bevollmächtigten auf die noch unter eigenen Herzögen stehenden schlesischen Fürstentümer in ganz gleichem Umfange wie auf Breslau und Glogau. In beiden Fällen verzichtete er nämlich auf alle Rechte, auf alle Ansprüche, die er besessen hatte. Das ist der durch keine Deutungskünste zu verschleiernde Tatbestand.

Durch eine am 9. Februar 1339 in Krakau ausgestellte Urkunde[1]) erneuerte König Kasimir selbst in feierlichster Form den von seinen Bevollmächtigten ausgesprochenen Verzicht. Diese Urkunde, die bezüglich des Umfangs und der Bedeutung des Verzichts lediglich das über die Urkunde von 1335 Gesagte bestätigt, gibt der polnischen Verzichterklärung die eigentliche religiöse Weihe. Der König beschwört seine Erklärung unter Berührung des Heiligen Evangeliums und gelobt, daß sein Verzicht auf Schlesien durch nichts, durch keinerlei Verträge, Vereinbarungen, Festsetzungen, Privilegien, Indulgenzen, nicht einmal durch päpstliche, kaiserliche oder sonstige Urkunden, die er erlangt habe oder künftig einmal erlangen werde, irgendwie entkräftet werden solle. Wenn Kasimir der Große den Weg, von seinen Verpflichtungen loszukommen, den er sich hier durch feierliches Gelöbnis verschlossen hatte, später dennoch betrat und sich durch die erwähnte Papsturkunde von 1354 die verpönten „Privilegien und Indulgenzen" verschaffte, so entspricht das jedenfalls nicht heutigem Rechtsempfinden.

Aber selbst wenn man durch die Papsturkunde von 1354 die Verzichterklärungen von 1335 und 1339 für aufgehoben ansehen wollte, so wäre damit die Tatsache, daß Polen im 14. Jahrhundert auf Schlesien verzichtet hat, immer noch nicht aus der Welt geschafft. Am 23. Mai 1372 in Wyšegrad in Ungarn beurkundete König Ludwig von Ungarn und Polen[2]): er habe zugleich im Namen seiner Gemahlin Elisabet durch einen Eidschwur auf das Heilige Kreuz und das Heilige Evangelium auf folgende zum Reich und der Krone Böhmen gehörige Fürsten, Fürstentümer und Herzogtümer verzichtet: Breslau, Schweidnitz, Jauer, Münsterberg, Liegnitz, Brieg, Öls, Glogau, Crossen, Sagan, Oppeln, Falkenberg, Großstrehlitz, Teschen, Ratibor, Troppau, Cosel, Beuthen,

[1]) Lehns- und Besitzurkunden I, 4 ff.
[2]) Lehns- und Besitzurkunden I, 17 f.

Auschwitz, Steinau und Guhrau, also wiederum auf ganz Schlesien, einschließlich Oberschlesien.

Eine päpstliche oder sonstige Urkunde, durch die auch dieser letzte Verzicht der Krone Polen auf Schlesien für ungültig erklärt worden wäre, müßte erst noch nachgewiesen werden.

Aus Oberschlesiens Vorzeit.

Von **Dr. Martin Jahn.**

In unserer schnellebigen Zeit finden wir viel zu selten Muße, uns in die Zeiten unserer Vorfahren zurückzuversetzen, vergessen wir nur zu leicht, auf wievieler Geschlechter Arbeit und Schaffen sich unsere Kultur des zwanzigsten Jahrhunderts aufbaut, wie lang und beschwerlich der Weg ist, der von der steinzeitlichen Werkstätte der ersten Siedler Oberschlesiens bis zu den Hochöfen und Kohlenschächten der modernen Großindustrie führt. Länger als fünf Jahrtausende hausen bereits Menschen auf oberschlesischem Boden. Nur von einem kleinen Teil dieses langen Zeitraumes geben uns geschichtliche Quellen Kunde. Über die vorgeschichtliche Zeit unterrichtet uns keine Chronik, keine Urkunde. Für die Vorzeit sind unsere einzigen Zeugen Funde, die aus Oberschlesiens Erde gehoben und in unseren Vorgeschichtsarchiven, den Museen, gesammelt worden sind. Diese Altertümer können über ihre Zeit vielerlei aussagen, nur ist ihre Sprache uns modernen Kulturmenschen fremd geworden und muß ebenso wie jede andere Fremdsprache erst erlernt werden. Dem Kundigen können auch Steine reden.

Wir wollen hier nicht von den ältesten Bewohnern Oberschlesiens erzählen, die schon während der Steinzeit im dritten Jahrtausend vor Christus als Ackerbauer und Viehzüchter alle Grundlagen kleinbäuerlicher Kultur erworben hatten, auch nicht von den so zahlreichen Siedlern, die hier während der Bronzezeit im zweiten Jahrtausend vor Christus gelebt haben, sondern von dem ersten Auftreten der Germanen in Oberschlesien. In der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends vor Christus hatten die Bronzezeitleute ihre stärkste Verbreitung erreicht. Ihre Kultur-

hinterlassenschaft zeugt von Wohlhabenheit, ja von Üppigkeit und ungetrübtem Lebensgenuß. Da entstand diesem Volk ein mächtiger Feind. Von Nordost, vom Weichselmündungsgebiet her, drangen ungestüm jugendstarke, unverweichlichte Stämme ein; fremde Volksscharen mit anderen Bestattungssitten und anderen Kulturformen. Es sind die ersten Germanen auf Schlesiens Boden. Sie trieben die alte Bevölkerung vor sich her. Hierbei mag es häufig zu schweren Kämpfen um den Besitz des Landes gekommen sein. In Mittel- und Niederschlesien suchten sich die Eingeborenen auf ihren Fluchtburgen gegen die Bedränger zu wehren. Vergebens! Eine Festung nach der andern wurde erobert und ging in Flammen auf. Um 500 vor Christus waren sie aus ganz Schlesien verdrängt und hatten ihre Zuflucht in südlicheren Gebieten des heutigen Österreichs gefunden. Die siegreichen Germanen siedelten sich nur im Nordostteil des eroberten Landes an, in Oberschlesien nur in der Gegend nördlich von Oppeln. Sonst blieb Oberschlesien leer als unbewohnte Grenzscheide zwischen zwei feindlichen Völkern.

Dieser erste Germanenstamm weilte aber nicht allzulange in Schlesien. Abenteuer- und Wanderlust riß ihn weiter, wahrscheinlich gen Südosten; doch sind dort seine Spuren noch nicht erkennbar. Ganz Oberschlesien blieb mehrere Jahrhunderte lang eine sich selbst überlassene, verödete Wildnis. Erst zu Beginn unserer Zeitrechnung wanderten neue Germanenscharen aus Mittelschlesien oderaufwärts und breiteten sich allmählich über Oberschlesien aus. Wir kennen auch den Namen dieser neuen Einwanderer. Es waren Glieder des großen ostgermanischen Wandalenvolkes, dessen Urheimat in Skandinavien liegt.

In Wichulla bei Oppeln fand man das prunkvollste Germanengrab Oberschlesiens. In einer aus Steinwänden aufgeführten Gruft lag der Tote, ein Fürst vom Stamme der Silingen, der angesehensten Völkerschaft unter den Wandalen, auf deren Namen sogar noch unser Wort Schlesien zurückzuführen ist. Die Getreuen hatten ihrem Führer für seine Fahrt nach Walhall das kostbare Trinkgerät mitgegeben, damit es ihm auch an Wodans Heldentafel die gewohnten Dienste verrichtete: Zwei stattliche Eimer, eine Schüssel zum Mischen des Weines, Schöpfer, Kelle und Sieb, alles aus schwerer Bronze; als Trinkgefäße einen prächtigen Silberbecher von klassischer Arbeit mit getriebenen Figuren geschmückt und ein mit Bronze eingefaßtes Stierhorn. Der römische Becher aus Edelmetall für des Römers Rebensaft, das einfache landes-

übliche Trinkhorn für germanischen Met, beides dem edlen Zecher gleichwertig und gleichlieb.

Die Wandalen suchten bei ihrem Vordringen nach Oberschlesien guten Ackerboden, Weiden und Wiesen für ihr Vieh. Sie siedelten sich daher nur auf einem von Natur waldfreien Gelände an. Die weiten Urwaldgebiete wurden nur selten auf der Jagd durchstreift. Die germanischen Dörfer liegen am dichtesten auf dem fetten Lößgebiet zwischen Leobschütz und Ratibor, das auch heute den ertragreichsten Boden ganz Oberschlesiens umfaßt. Fast ebenso stark lockte der durchlässige Boden auf der Muschelkalkplatte bei Groß-Strehlitz, auf dem auch zahlreiche Reste germanischer Siedlungen und Friedhöfe nachgewiesen worden sind. Sonst trifft man sie mehr vereinzelt; aber selbst im Industriegebiet bei Beuthen fand sich eine umfangreiche Siedlungsstätte aus dieser Zeit.

Die in den Gräbern gefundenen Waffen und Geräte, Schmucksachen und Gefäße geben einen guten Einblick in die Kultur der oberschlesischen Wandalen. Die überwiegende Mehrzahl aller Fundstücke sind einheimische Arbeiten von guter Technik, die einen hohen Formensinn ihrer Verfertiger verraten. Daneben finden sich römische Einfuhrstücke wie Bronzegefäße und römische Kaisermünzen. Lag doch damals Oberschlesien an einer wichtigen Verkehrsstraße, die von der römischen Reichsgrenze durch Mähren und die mährische Pforte oderabwärts an die Weichselmündung führte. Auf diesem Wege kam römisches Geld nach Germanien, und als Gegenwerte gingen germanische Erzeugnisse und der damals bei den Römern so beliebte Bernstein nach Süden. Außerdem bestanden rege Beziehungen zwischen den schlesischen Wandalen und ihren nach Oberungarn gewanderten Stammesbrüdern, den Hasdingen. So bildete Oberschlesien bald nach seiner Neubesiedlung einen wichtigen Verkehrsknotenpunkt und blühte schnell auf. Germanisches Wesen und germanische Kultur herrschten hier jahrhundertelang rein und ungemischt.

Doch der alte germanische Wandertrieb brach immer wieder durch. Um 400 nach Christus machten sich die oberschlesischen Wandalen zusammen mit den mittelschlesischen Silingen und den ungarischen Hasdingen zu der großen, durch geschichtliche Nachrichten belegten Wanderung auf, die sie am weitesten von allen Germanenstämmen durch Spanien bis nach Nordafrika führte, wo ihr König Geiserich ein neues Wandalenreich gründete. Oberschlesien aber und ganz Ostgermanien wurde abermals öde und

leer bis auf vereinzelte der Heimat treugebliebene Germanenreste. So schließt die erste germanische Epoche Oberschlesiens, der mit Unrecht zu wenig Beachtung geschenkt wird. Viele Jahrhunderte lang unbestrittenes Besitztum der Germanen, genoß Oberschlesien die Blüte frühgermanischer Kultur und gelangte zu hoher Entwicklung, lange bevor die ersten Slawen seinen Boden betraten.

Oberschlesiens Deutschtum im Mittelalter.

Von **Universitätsprofessor Dr. Robert Holtzmann.**

Die nachfolgenden Zeilen sollen dazu dienen, die Anschauungen über die geschichtliche Vergangenheit Oberschlesiens und des Deutschtums in Oberschlesien von einem weitverbreiteten Irrtum zu befreien. Die Tatsache, daß Oberschlesien, im Gegensatz zu dem rein deutschen Mittel- und Niederschlesien, heute ein Land mit gemischter, deutscher und polnischer Bevölkerung ist, wird nämlich zumeist so erklärt, daß die große Germanisation des 13. und 14. Jahrhunderts Oberschlesien nicht so voll erfaßt habe wie die anderen Teile des Landes, in Oberschlesien gewissermaßen auf halbem Wege stehen geblieben sei. Es läßt sich aber nachweisen und ist auch bereits, wenn auch an etwas entlegener Stelle, nachgewiesen worden, daß diese Ansicht durchaus unrichtig ist. Sie beruht auf einem falschen Rückschluß, der die Gegenwart in die Vergangenheit projiziert, und auf einer ungenügenden Heranziehung der Quellen, sofern man sich zu ihrer Begründung nur auf die verhältnismäßig geringe Zahl unmittelbarer Quellen (Akten über Aussetzung, Gerichtsbarkeit u. dgl. m.) gestützt hat. Es gibt aber noch andere Quellen, die, wenn man sie nur richtig zu betrachten versteht, viel weiter führen. Das hat einer der hervorragendsten Kenner der schlesischen Geschichte, der vor zwei Jahren (am 9. April 1919) verstorbene Pater Lambert Schulte, in einer seiner letzten Untersuchungen bewiesen. Sie ist gedruckt in Schultes Kleinen Schriften Teil I (Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte Bd. 23, Breslau 1918) unter dem Titel: „Die Rechnung über den Peterspfennig von 1447, Studien über die deutsche Besiedlung und die Parochialverfassung Oberschlesiens." Und sie ist ein Muster-

beispiel dafür, wie ein geschultes Auge aus scheinbar toten Namen und Zahlen lebendige Aufschlüsse über kulturelle Verhältnisse und große Zusammenhänge gewinnen kann. Aber der bescheidene Titel und die etwas schwere Form der Untersuchung haben es wohl verursacht, daß die Arbeit in unserer erregten Zeit nicht den erwünschten Widerhall gefunden hat. Um so mehr ist es Pflicht, hier nachdrücklich auf sie hinzuweisen.

Die Rechnung über den Peterspfennig, der 1447 im Archidiakonat Oppeln (d. h. eben in Oberschlesien) eingesammelt worden ist, erweist sich nämlich als eine mittelbare, aber außerordentlich wichtige Quelle für die Geschichte der deutschen Kolonisation in Oberschlesien, indem sie uns ein neues, überraschendes Bild von der großen, beherrschenden Stellung, die das Deutschtum damals nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Land einnahm, aufzurollen vermag. Daneben konnte Schulte noch einige andere Akten mit Erfolg heranziehen, so namentlich das Ujester Register des Gründungsbuchs der Breslauer Kirche von 1305, also aus einer Zeit, zu der sich die Kolonisation noch mitten im vollen Fluß befand.

Allerdings, will man die Quellen für unsere Frage benutzen, so muß man zuerst über einige Unterschiede zwischen deutsch-rechtlichen und polnisch-rechtlichen Einrichtungen Klarheit gewinnen. Und zwar handelt es sich dabei nicht nur um die Unterschiede in der Feldbestellung, wo den Deutschen die Dreifelderwirtschaft und der eiserne Pflug einen reicheren Ertrag sicherte; nicht auch nur um die Unterschiede in der rechtlichen Lage der Bauern, wo die persönliche Freiheit, die Erblichkeit und Teilbarkeit des Grundbesitzes und die Selbstverwaltung der Gemeinde die Kennzeichen des deutschen Rechts waren. Sondern man hat vor allem die Organisation des Landes und der Kirchen in Betracht zu ziehen, die durch das Eindringen des Deutschtums eine völlige Umwandlung erfuhr. In polnischer Zeit war Schlesien staatlich in Kastellaneien eingeteilt, und noch 1245 zerfiel Oberschlesien laut Ausweis der Schutzurkunde Innocenz' IV. für das Breslauer Bistum in die fünf Kastellaneien Oppeln, Tost, Kosel, Ratibor, Teschen; dagegen ist für die deutschen Einrichtungen eine Gruppierung des Landes um die deutschen Städte, eine Einteilung nach städtischen Weichbildern charakteristisch. Und ebenso erfuhr das System der Pfarrbezirke und der Pfarrdotierung eine einschneidende Änderung. Die polnischen Pfarrsprengel umfaßten jeder eine große Anzahl

von Ortschaften und waren mit Naturalzehnten (Garbenzehnten) ausgestattet; die deutschen Pfarreien bestanden in der Regel nur aus einer Dorfgemeinde und waren mit einer sogenannten Widmut begabt, d. h. mit einem nach Hufen bemessenen Grundbesitz.

Befragen wir nun auf Grund dieser Tatsachen die oben genannten Quellen nach dem Stand der deutschen Besiedelung, so ergibt sich folgendes. Als das Ujester Register aufgezeichnet wurde (1305), war die Besiedelung der Städte fertig, und die Städte hatten eine solche Bedeutung gewonnen, daß die alte Einteilung des Landes in Kastellaneien durch sie zersprengt worden ist. Die schlesischen Orte gruppierten sich jetzt nicht mehr nach Kastellaneien, sondern um 20 Städte, von denen wir restlos nachweisen können, daß sie entweder deutsche Gründungen oder deutsch geworden waren. Es sind dies vier Städte an der Oder (Oppeln, Krappitz, Kosel, Ratibor), vier links der Oder (Falkenberg, Steinau, Zülz, Oberglogau) und zwölf rechts der Oder (Rosenberg, Lublinitz, Groß-Strehlitz, Tost, Peiskretscham, Broslawitz, Ujest, Gleiwitz, Sohrau, Rybnik, Loslau, Teschen). Das also war das Ergebnis der Entwicklung des 13. Jahrhunderts: die Städte waren deutsch und hatten eine solche Bedeutung gewonnen, daß eine Neuorganisation des Landes auf deutschrechtlicher Grundlage daraus entstand. Die kirchliche Einteilung baute sich gleichfalls auf den Städten auf; seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts zerfiel das Oppelner Archidiakonat in zwölf Archipresbyterate, als deren Sitze zwölf der eben genannten Städte gewählt wurden (Rosenberg, Groß-Strehlitz, Tost, Ujest, Gleiwitz, Sohrau, Teschen, Ratibor, Kosel, Oberglogau, Zülz, Falkenberg); die Hauptstadt Oppeln war damals von der Archipresbyteratseinteilung ausgenommen, nur sechs Städte des Archidiakonats waren nicht Sitz eines eigenen Archipresbyterats, während Steinau zu dem fremden Archipresbyterat Ziegenhals gehörte. Es versteht sich, daß es auch jetzt in den Städten noch Polen gab, aber der weit überwiegende Teil der städtischen Bevölkerung war deutsch. In Gleiwitz z. B. waren noch um 1534, als bereits seit einem Jahrhundert eine rückläufige Bewegung eingesetzt hatte, 72 Prozent der Bürger deutsch. Auf dem Land dagegen haben wir uns zu Ende des 13. Jahrhunderts das Polentum noch in der Vorherrschaft zu denken.

Aber hatte das 13. Jahrhundert die deutschen Städte gebracht, so gestalteten sich nun im 14. Jahrhundert die Dinge ganz ähnlich

auch auf dem Land. Von den Städten aus drang das deutsche Element immer weiter und tiefer ins Land hinein; auf der Wechselwirkung von Stadt und Land beruhte auch in Oberschlesien die deutsche Besiedlung. Jetzt begannen die Rodungen der großen unbebauten Landstriche, wovon uns die interessante Kartenveröffentlichung des Breslauer Geographischen Instituts kürzlich ein so anschauliches Bild gegeben hat (Zwei Jahrtausende Oberschlesien in acht Karten dargestellt, hrsgeg. v. Wilh. Volz, Breslau 1920), und auch sonst kamen gar bald die bessere Art der Feldbestellung und der größere Fleiß den deutschen Bauern zugute, so daß überall das deutsche Recht seinen Siegeszug antrat, gefördert gleicherweise durch die weltlichen und die geistlichen Gewalten, die oberschlesischen Herzoge und den Bischof von Breslau, die Grundherren und die Klöster (Czarnowanz, Himmelwitz, Rauden). Wie weit diese Entwicklung gegangen ist, und daß wirklich nun auch die ganze ländliche Verfassung Oberschlesiens einen deutsch-rechtlichen Charakter angenommen hat, davon legt eben die Rechnung von 1447 (obgleich damals schon seit einigen Jahren der Rückschlag begonnen hatte) ein beredtes und vollgültiges Zeugnis ab. Sie zeigt uns eine kirchliche Ordnung des Landes auf ausschließlich deutscher Grundlage. Fast jedes größere Dorf hatte eine eigene Pfarrei, die Pfarreien waren mit Widmuten ausgestattet, die Pfarrer (soweit erkennbar) waren Deutsche. Freilich sind damals auch nichtdeutsche Kolonisten manchmal zu deutschem Recht angesiedelt worden, und auch Dörfer, die in der Hauptsache polnisch blieben, konnten deutsches Recht erhalten. Aber das stellte doch immer eine Ausnahme dar und ändert nichts an der Tatsache, daß die ganze Kultur Oberschlesiens auf eine deutsche Grundlage gerückt war.

Diese deutsche Kultur im 13. und 14. Jahrhundert haben wir uns auch in Oberschlesien außerordentlich reich und belebt zu denken. Zunächst in der Stadt als dem Sitz der Verwaltung und Gerichtsbarkeit, dem Durchgangsort des Verkehrs, dem Mittelpunkt des Handels mit dem umliegenden Land. Überall treffen wir ein rasches Wachstum an und eine Wirkung bis weit hinein nach Klein-Polen (dem Land um Krakau, Sandomir und Lublin). Die oben genannten 20 oberschlesischen Städte sind heute zum Teil recht kleine Ortschaften; so Broslawitz und Steinau, aber auch Falkenberg, Tost, Loslau, Krappitz. Damals hatten sie alle eine erhebliche Bedeutung, waren wichtige Handelspunkte. Inzwischen aber regte es sich mächtiger und immer mächtiger auch

auf dem Land. Der Fleiß der deutschen Bauern rang hier dem unwirtlichen Boden Hufe auf Hufe ab, lichtete den Urwald, machte ihn wegsam und bevölkert. Es versteht sich, daß sich damit die Bedeutung von Schlesien in jeder Hinsicht hob. Eine besonders liebevolle Pflege fand das Schulwesen, und zwar nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Lande. Die deutschen Einwanderer steigerten das Bildungsbedürfnis gewaltig und schufen sich die nötigen Bildungsmöglichkeiten. Zusammenfassend konnte Schulte das folgende Urteil formulieren: „Die mittelalterliche Parochialverfassung des Oppelner Archidiakonats, das Städtewesen und die Dorfverfassung, die gesamte Kultur Oberschlesiens ruht auf deutschrechtlicher Grundlage." Da war es denn kein Wunder, daß man auch politisch einen festen Anschluß an Deutschland suchte. Ja wir werden sagen, daß es jetzt erst ganz verständlich ist, wieso von allen schlesischen Herzogen gerade die oberschlesischen als die ersten sich im Februar 1327 dem benachbarten deutschen Reichsfürsten, König Johann von Böhmen, unterworfen haben — eine Handlung, die mit Zustimmung der Landstände erfolgt ist. Und durch keinerlei Gewalt gezwungen, unbekriegt und unbedroht, hat König Kasimir der Große von Polen am 24. August 1335, wie auf Schlesien, so auch auf Oberschlesien verzichtet.

Erst das 15. Jahrhundert brachte in Oberschlesien den Anfang einer rückläufigen Entwicklung, einen Rückschlag, der wenigstens zum Teil eine Folge der hussitischen Bewegung war. Das Hussitentum, von dem sich die Deutschen in Schlesien bekanntlich fernhielten, verlieh den slawischen Elementen eine große Stoßkraft. In den Hussitenkriegen, die für Oberschlesien mit dem Einfall von 1428 begannen und sieben Jahre auf das Schrecklichste andauerten, in anderer Form aber noch bis zum Olmützer Vertrag von 1479 immer wieder auflebten, reichten sich die Tschechen und die Polen über Oberschlesien hinweg die Hand, und die furchtbaren Verwüstungen mußten den deutschen Besitzstand um so schwerer treffen, als die Zuwanderung von deutschen Kolonisten inzwischen aufgehört hatte. Im 16. Jahrhundert hatten die fehlschlagenden Unternehmungen der Habsburger gegen Polen, insonderheit die unglückliche Schlacht bei Pitschen (1588), im 17. sodann ganz besonders der verhängnisvolle Dreißigjährige Krieg einen ähnlichen Erfolg. Jetzt erst riß das Polentum in vielen Teilen des Landes die Herrschaft an sich. Nochmalige große Ver-

schiebungen brachte dann das 19. Jahrhundert durch die Entwicklung der Industrie, die eine starke Einwanderung aus Russisch-Polen und Galizien im Gefolge hatte, während doch eben diese Industrie nach Herkunft, Bau und Leitung wiederum als eine mächtige deutsche Kulturtat anzusprechen ist.

Wir unterlassen es, aus diesen Betrachtungen Schlüsse auf die Gegenwart zu ziehen. Wer die Grundlagen aller Kultur in Oberschlesien vorurteilsfrei betrachtet, für den kann kein Zweifel sein, daß wir es hier mit einem deutschen Land zu tun haben. Aber die Lehren der Geschichte sollen nicht nur eine satte Befriedigung für die Gegenwart abgeben, kein Ruhekissen, auf dem sich sanft schlafen läßt. Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen! Wie kommt es denn, daß das deutsche Volk, das im 13. und 14. Jahrhundert das beispiellose Werk der Kolonisierung des Ostens vollbracht hat, in der neueren Zeit mit ähnlichen kleineren Aufgaben mehr als einmal gescheitert ist? Mögen der schlichte Geist und die innere Kraft unserer Altvordern, die in harter Arbeit dieses rauhe Land dem deutschen Pflug und der deutschen Kultur erschlossen, in uns lebendig werden und lebendig bleiben. Dann kann kein Feind und kein widriges Schicksal uns auf die Dauer den gebührenden Platz auf der Erde verkümmern.

Deutsches Recht in Oberschlesien im Mittelalter.

Ein Ortsverzeichnis.

Auf urkundlicher Grundlage zusammengestellt von
Staatsarchivdirektor Dr. K. Wutke.

Das nachfolgende Verzeichnis soll und kann keine erschöpfende Zusammenstellung aller oberschlesischen Ortschaften geben, die während des Mittelalters deutsches Recht genossen haben und deutschen Ursprungs gewesen sind, wohl aber wird die hier gebotene Übersicht, die auf urkundlicher Grundlage ausschließlich beruht, schon völlig zur Zerstörung der Legende genügen, als ob in Oberschlesien während des Mittelalters polnisches Recht und polnische Sitte geherrscht hätten. Vielmehr ergibt sich aus den

urkundlichen Zeugnissen, die hier zur Sprache kommen, einwandfrei, daß im 13. und 14. Jahrhunderte Deutsche wieder wie einst in der Vorzeit das Land bevölkert und kultiviert haben, daß deutsches Recht, deutsche Sprache, deutsche Kircheneinrichtungen und deutsches Leben in Stadt und Land maßgebend und vorbildlich gewesen sind, bis dann im 15. Jahrhundert unter dem Ansturm des mit den großpolnischen Bewegungen zum Kampfe gegen das vorherrschende Deutschtum verbündeten czechischen Hussitentums Böhmens der Rückschlag erfolgte, der weite Gebiete Oberschlesiens abermals entdeutschte, ohne jedoch der slawischen Welle zu einem durchschlagenden Erfolg verhelfen zu können. Denn vor allen Dingen blieb der staatsrechtliche Zusammenhang Oberschlesiens mit dem Gesamtschlesien und damit zum deutschen Reiche unverändert bewahrt. Der Oberschlesier fühlte sich bereits als Schlesier, und die wiederholten Versuche Polens, Oberschlesien sich anzueignen, blieben erfolglos. Nach dem Dreißigjährigen Kriege, der auch für Oberschlesien verheerende Folgen brachte, erstarkte das Deutschtum, wie die Landbücher der Fürstentümer Oppeln-Ratibor dartun, langsam wieder. Diese Bewegung erhielt gegen das Ende des 18. Jahrhunderts, nachdem Schlesien unter preußische Verwaltung gekommen war und der Staat Polen sein Ende gefunden hatte, einen neuen Antrieb durch das Aufblühen der oberschlesischen Montanindustrie. Im 19. Jahrhundert erhob sich letztere zu einer ungeahnten Höhe und wirkte befruchtend auf immer weitere Kreise Oberschlesiens. Bergbau, Hüttenwesen, Industrie, Handel, Landwirtschaft wetteiferten nunmehr in der Erhebung und Aufschließung des Landes, sie machten aus dem ehemals mißachteten Oberschlesien die schönste Perle in der Krone des Herzogtums Schlesien und ein Juwel des gesamten Vaterlandes; sie schufen den selbstbewußten Oberschlesier, der heute nicht mehr gewillt ist, sich als Stiefkind oder willenloses Handelsobjekt behandeln zu lassen, sondern seine Stellung sich frei zu wahren wissen wird.

Der Lauf der Geschichte hat den Oberschlesier auf seine unlösbare Verbindung mit dem gesamten Schlesien und damit zur deutschen Kultur immer aufs neue hingewiesen. Tausendfache Säden verknüpfen untrennbar Oberschlesien mit dem Westen. Wie diese im 13. und 14. Jahrhundert zum Segen Oberschlesiens gesponnen worden sind, darüber sollen die folgenden urkundlichen Zusammenstellungen einen untrüglichen Aufschluß geben.

Es ist nur ein Ausschnitt, der hier vorgelegt werden kann, denn die Aussetzungsurkunden zu deutschem Recht haben sich nur noch zum kleineren Teil erhalten; Brände, Kriege, Sahrlässigkeit in der Aufbewahrung alter Dokumente haben unter den mittelalterlichen Urkunden Oberschlesiens furchtbar aufgeräumt, so daß nur wenige Reste von ihnen auf uns überkommen sind. In Wirklichkeit würde das Verzeichnis trotzdem noch viel umfangreicher ausfallen, wenn alle oberschlesischen Orte aufgeführt würden, von denen wir wissen oder doch mit Wahrscheinlichkeit annehmen können, daß in ihnen während des Mittelalters deutsches Recht, deutsche Einrichtungen und Gebräuche, deutsches Leben und deutsche Kultur gewaltet haben. Es sollen aber nur die urkundlichen Zeugnisse ihre eindringliche Sprache reden. Facta loquuntur.

Benutzt wurden für diese knapp gehaltene Übersicht in erster Linie der umfangreiche Codex diplomaticus Silesiae und aus ihm hauptsächlich die urkundlichen Regesten zur schlesischen Geschichte vom Jahre 965 bis zum Jahre 1333, in sechs Bänden herausgegeben von C. Grünhagen und K. Wutke, dann vor allem der Liber fundationis episcopatus Vratislaviensis (das Gründungsbuch des Breslauer Bistums mit seinen Einnahmeverzeichnissen) Cod. dipl. Sil. Bd. XIV, herausgegeben von H. Markgraf und W. Schulte, und Schlesiens Kirchorte und ihre kirchlichen Stiftungen bis zum Ausgange des Mittelalters. Zweite Ausgabe (1902) von H. Neuling, ferner Joh. Heyne, Dokumentierte Geschichte des Bistums und Hochstifts Breslau, 3 Bände, Prof. Alf. Nowack, Geschichte der Landpfarreien des Archipresbyterats Sohrau O.S. (1912), W. Schulte, Die Rechnung über den Peterspfennig von 1447. Studien über die deutsche Besiedlung und die Parochialverfassung Oberschlesiens (1918), die 54 Bände der Zeitschrift f. Geschichte Schlesiens u. a. m.

Zum Verständnis der in diesem Verzeichnis gemachten Angaben sei kurz folgendes bemerkt:

Der Pole entrichtete seiner Kirche den ihr gebührenden Feldzehnten als Garbenzehnten, d. h. die zehnte Garbe auf dem Felde, der Deutsche dagegen, dessen Ordnungssinn nur festbestimmte Rechte anerkannte, als Malterzehnten, d. h. Schüttgetreide in einem festgesetzten Maße in Dreikorn oder in Vierkorn (Weizen, Roggen, Gerste und Hafer) oder als Bischofsvierdung, d. h. in einer bestimmten Geldabgabe, nämlich ¼ Mark (daher Vierdung) von jeder bebauten Hufe Acker. Während die altpolnische Kirche ausschließlich auf die Zehnten gegründet war, hatte die deutsche Orts-

kirche des Mittelalters Eigenwirtschaft, die Widmut mit 1 oder 2 Hufen. Im Gegensatz zum polnischen Flächenmaß (sors, żrept) war das deutsche Dorf in Hufen eingeteilt. Wo man daher bei einem oberschlesischen Dorfe auf diese Einrichtungen stößt, ist ohne weiteres auf ein deutschrechtliches Dorf zu schließen. Außerdem besaßen die deutschen Städte und Dörfer das Recht der Selbstverwaltung. Findet man demnach in oberschlesischen Urkunden bei den Städten (civitas) die Ausdrücke Bürgermeister, Vogt, Vogtei, Ratmannen, Viehweiden, bei den Dörfern die Bezeichnungen Schulze, Schultisei, Schöffen, Aue, Hufen, Widmut, Kirchenlehn usw., so ist auch hieraus ohne weiteres auf deutschrechtlichen Charakter zu schließen.

Altendorf nnw. v. Ratibor, 1296 24/7 Pfarrer, Widmut.
Altstadt nö. v. Neustadt, zu deutschem Recht ausgesetzt vor 1379 24/2, alta civitas Czulcz.
Arnsdorf nnö. v. Falkenberg, c. 1305 15 Hufen, 1447 Pfarrkirche.
Bauerwitz, Kr. Leobschütz, vor 1296 25/7 zu deutschem Recht ausgesetzt, Jeroslaus Vogt von B.
Baumgarten osö. v. Falkenberg, desgl. vor 1375 1/6, 1447 Bomgarte.
Baumgarten nö. v. Teschen, desgl. vor 1335, Bemgard.
Belk onö. v. Rybnik, desgl. c. 1305, Bischofsvierdung von 30 Hufen.
Berun nnö. v. Pleß, desgl. vor 1387 13/2, Vogtei mit 2 Hufen.
Beuthen O.S., 1254 Aussetzung zu deutschem Recht mit 140 Hufen flämischen Maßes.
Bielitz sw. v. Falkenberg, vor 1302/19, Schulze mit 10 Hufen.
Bierawa sö. v. Kosel, 1308 31/10, Aussetzungsurkunde.
Bierdzan nö. v. Oppeln, vor 1333 24/3, Burkard, Schulze von B.
Binkowitz s. v. Ratibor, c. 1305, Hufen und Vierkorn.
Birtultau sw. v. Rybnik, c. 1305 Bertoldi villa (Bertelsdorf) mit 12 Hufen.
Biskupitz wsw. v. Beuthen, c. 1305, Schulze mit 11 Hufen, Pfarrwidmut.
Bladen s. v. Leobschütz, vor 1283 7/8, Arnold, Richter in Bl., genannt.
Bleischwitz ssw. v. Leobschütz, vor 1279 31/8, der Stadt Jägerndorf überwiesen.
Bodschanowitz onö. v. Rosenberg, 1417 13/8 Anteil Bodz., 1 Hufe Widmut.
Brande onö. v. Falkenberg, 1272 8/12, Aussetzungsurkunde.
Brinnitz n. v. Oppeln, 1333 24/3, Aussetzungsurkunde.
Brzezie osö. v. Ratibor, vor 1335, Birkindorf, 1383 17/8 Scholtisei.

Brzesowitz onö. v. Beuthen, vor 1277 4/10, Bresowjasd, quae aliter Ruperti villa (Ruppersdorf) nuncupatur, heißt es in der Urkunde des Bischofs v. Krakau.

Bujakow ssw. v. Beuthen, c. 1305, 30 Hufen und Freijahre.

Centawa ö. v. Gr. Strehlitz, 1420 Pfarrer Martin, Widmut mit 2 Hufen.

Chorzow sö. v. Beuthen, 1257 24/6, Ausfetzungsurkunde.

Chroscziz nw. v. Oppeln, 1268, Ausfetzungsurkunde.

Chroscziza w. v. Oppeln, 1274 12/8, Ausfetzungsurkunde.

Chudow ssw. v. Beuthen, c. 1305, 30 Hufen, Freijahre.

Czechowitz nö. v. Teschen, c. 1305 in Chotowitz teutonico.

Dittersdorf osö. v. Neustadt O.S., vor 1302, Scholtisei.

Dittmerau ö. v. Leobschütz, 1307 22/1 Pf. i. Ditmari villa (Dittersdorf), Widmut.

Dittmersdorf nnw. v. Teschen, c. 1305, in Dithmari villa.

Dollna sw. v. Gr. Strehlitz, 1335 Pfarrkirche, Widmut ½ Hufe.

Elgot bei Gleiwitz, 1297 17/9, Ausfetzungsurkunde.

Falkenberg O.S., vor 1313, Residenz des Herzogs Bolko II. von Oppeln.

Falkowitz nnw. v. Oppeln, 1309 9/3, Ausfetzungsurkunde für 25 flämische Hufen in Scirczemb.

Frauendorf nnw. v. Oppeln, 1319 29/9, Ausfetzungsurkunde zu Neumarkter Recht für 21 flämische Hufen in Wrovindorf.

Freistadt nnw. v. Teschen, vor 1327 28/2.

Friedeck sw. v. Teschen, c. 1327.

Friedersdorf ö. v. Neustadt O.S., vor 1305, Frederici villa, 64 Zinshufen.

Friedland O.S., vor 1335, Pfarrkirche in Hurtlanth.

Füllstein nnw. v. Leobschütz, vor 1255 6/11, 35 Hufen in Godevridestorp (jetzt Füllstein).

Gammau nw. v. Ratibor, c. 1305, 1375 Scholtisei und Ausfetzung des Allods zu deutschem Recht.

Geppersdorf nnö. v. Falkenberg, vor 1335, villa Gotfridi.

Gieraltowitz sö. v. Gleiwitz, vor 1295 24/6, Vitoslaus scultetus de Gerartovic (Gerhardsdorf), 24 Hufen, Bischofsvierdung.

Gläsen nnw. v. Leobschütz, vor 1311 24/12, der Schulze Gottfried von Gl. ist Zeuge, 20 Hufen.

Gleiwitz, vor 1283 25/4, als herzogliche Stadt aufgeführt, 1286 24/9 Kleytzer Vogt von Gl.

Godow s. v. Rybnik, c. 1305, 21 Hufen, Pfarracker.

Golassowitz wsw. v. Pleß, 1293 8/11, Ausfetzungsurkunde.

Goldmannsdorf wsw. v. Pleß, vor 1393 8/11, c. 1305 in Goltimanni villa.

Golkowitz ssw. v. Rybnik, 1276 30/3, Ausfetzungsurkunde.

Grüben wsw. v. Falkenberg, c. 1305, 40 Hufen.

Guttentag nnw. v. Lublinitz, vor 1279 11/12, Schulze Heinrich mit einer freien Hufe, Mühle und Schenke.

Haslach nö. v. Teschen, c. 1305, 20 Hufen in Heslech.

Heidersdorf onö. v. Falkenberg, vor 1389 5/5, Scholtisei in Heydinrichsdorff.

Heinzendorf onö. v. Teschen, c. 1305, 12 Zinshufen.

Hilbersdorf nnö. v. Falkenberg, vor 1284 29/11, Schulze von Hildebrandi villa.

Himmelwitz onö. v. Gr. Strehlitz, vor 1283, der Schulze Peter von H. urkundlich genannt.

Hoschütz sw. v. Ratibor, vor 1288, steuerfreie Hufe u. andere Hufen.

Hultschin s. v. Ratibor, vor 1303 28/1, Erbvogt und Stadt.

Jarischau ssö. v. Gr. Strehlitz, vor 1305, 42 Hufen, von denen der Schulze 10 Hufen hat, Pfarrwidmut.

Jaschona wsw. v. Gr. Strehlitz, 1285 11/10, Streit um eine Hufe, 1436 Pfarrer, Widmut.

Jastrzemb ssö. v. Rybnik, vor 1447, Jastimdorf.

Jellowa nnö. v. Oppeln, vor 1399 19/11, Dorfgericht und Kirchlehn, wohl bereits c. 1305 deutschrechtlich.

Kalinow w. v. Gr. Strehlitz, vor 1417 13/8, oberstes Recht, Pfarrwidmut.

Kaltwasser ssö. v. Gr. Strehlitz, c. 1305, 70 Hufen, der Schulze 7, Pfarrwidmut.

Karbischau nö. v. Falkenberg, c. 1305, 42 Zinshufen mit Bischofsvierdung.

Karchowitz osö. v. Tost, c. 1286 27/1, Malterzehnt, Vierdung von der Hufe.

Karwin nw. v. Teschen, vor 1331 10/4, Verkauf der Schultisei in Karwin, zu deutsch Arnoldsdorf genannt.

Kasimir nnö. v. Leobschütz, 1239/1246 Ansetzung von deutschen Kolonisten mit aller deutschen Freiheit.

Keltsch onö. v. Gr. Strehlitz, c. 1305, Bischofszins in Vierkorn.

Kerppen onö. v. Neustadt O.S., vor 1274 16/5, Bestätigung des zu deutschem Rechte auf Lobkowitzer Ländereien angelegten Stiftsguts Kerpino für das Kloster Leubus.

Kieferstädtel sw. v. Gleiwitz, c. 1305, 39 Hufen mit Bischofsvierdung, Widmut von 2 Hufen.

Kirchberg wnw. v. Falkenberg, vor 1335 Pfarrei mit Widmut.

Kleischnitz ssw. v. Falkenberg, vor 1485, Kirchenglocke: Hilf Gott, Maria berat alles, das wir (beginnen).

Klutschau ssw. v. Gr. Strehlitz, 1239 19/2, Aussetzungsurkunde.

Knizenitz nnö. v. Rybnik, 1293 1/8, Aussetzungsurkunde.

Knurow nnö. v. Rybnik, c. 1305, 24 Zinshufen, Bischofsvierdung, 1455 13/6 Verkauf der Scholtisei „Knauersdorf" mit Fleisch- und Brotbänken usw.

Körnitz onö. v. Neustadt, vor 1433 17/3, Schultisei, Kirchlehn und Kretscham erwähnt.

Kohlsdorf nnö. v. Neustadt, 1302 Kolini villa, 1333 12/11 Schulze und Bauern.

Komprachczicz wsw. v. Oppeln, c. 1305, 50 Zinshufen, 1447 Gumperti villa (Gumprechtsdorf).

Koppinitz n. v. Gleiwitz, c. 1305, 34 Zinshufen mit Bischofsvierdung.

Korpitz ssw. v. Falkenberg, c. 1305, 13 Zinshufen, 8 mit Malterzins von Dreikorn.

Kosel, vor 1311 23/5, Petzold, Bürger von Kosel.

Kostenthal wsw. v. Kosel, 1225 29/11, Aussetzungsurkunde.

Kotschanowitz wnw. v. Rosenberg, vor 1376 14/1, Pfarrei mit Widmut.

Groß Kotulin nw. v. Gleiwitz, 1257 20/1, Aussetzungsurkunde zu Neumarkter Recht.

Klein Kotulin nw. v. Gleiwitz, 1257 20/1, desgl.

Kozlow wnw. v. Gleiwitz, vor 1279 11/11, Hermann, Schulze von K., Widmut.

Kranowitz sw. v. Ratibor, 1265 3/2, Stadt mit Marktrecht wie Leobschütz.

Krappitz, Kr. Oppeln, vor 1294 24/8, Stadt mit Viehweide, Erbvogt.

Kraskau wnw. v. Rosenberg, 1397 Craskow, 50 Hufen, 2 Erbscholtiseien.

Deutsch Krawarn sw. v. Ratibor, 1420 Patronatsrecht.

Polnisch Krawarn wnw. v. Ratibor, vor 1316 15/10 der Schulze von Kr. genannt.

Kreuzdorf w. v. Pleß, c. 1305, 69 Zinshufen, 1318 ecclesia in Cristorf.

Alt Krzepice nö. v. Rosenberg, vor 1367, Stiftung der Kirche mit 2 Hufen fränkischen Maßes.

Ksionzlas nnö. v. Gleiwitz, vor 1447, Pfarrkirche in dem Dorfe Herczogswald (polnisch Xiadzlas).

Kunzendorf ssö. v. Neustadt, vor 1370, Scholtisei mit Fleisch-, Brot- und Schuhbank.

Kuttendorf onö. v. Neustadt, vor 1318 5/1, bereits Kotkindorf genannt, 1430 Kotchindorf, Kirche Siliale von Friedersdorf.

Laband nw. v. Gleiwitz, c. 1305, Zinshufen mit Bischofsvierdung.

Lamsdorf ssw. v. Falkenberg, c. 1302/1319, 30½ Zinshufen, Schulze 1½ Hufen.

Landsberg nnö. v. Rosenberg, vor 1294 6/5, stat unde hus (Burg).

Groß Lassowitz w. v. Rosenberg, vor 1292 23/8, Nikolaus, Schulze von Deutsch Lessovic.

Klein Lassowitz w. v. Rosenberg, 1292 23/8, Aussetzungsurkunde für 32 Hufen.

Lendczin nnö. v. Pleß, 1260 28/5, Aussetzungsurkunde.
Lenschütz wsw. v. Kosel, vor 1286 27/1, Malterzehnt, Bischofsvierdung.
Leobschütz, vor 1224, 1265 3/2 Leobschützer Stadtrecht.
Leschnitz sw. v. Gr. Strehlitz, 1335 Pfarrei, 1382 22/7 Stadtvogtei.
Loslau ssw. v. Rybnik, 1246/1257 Gründung.
Lubetzko nnw. v. Lublinitz, 1362 Pfarrer, 2 Hufen Widmut.
Lublinitz, vor 1416 8/4, Vogtei, Widmut von 2 Hufen.
Lubom sö. v. Ratibor, 1303 3/2, die Getreidezehnten sind nach deutscher Art zu entrichten.
Mackau wsw. v. Ratibor, 1240 25/5, Aussetzungsurkunde.
Marklowitz ssw. v. Rybnik, c. 1305 34 Hufen, vor 1324 13/7, Erneuerung der Aussetzungsurkunde.
Matzkirch ssw. v. Kosel, vor 1272 20/8, Verkauf der Scholtisei.
Mschanna s. v. Rybnik, c. 1305, 30 Hufen, Pfarracker.
Deutsch Müllmen onö. v. Neustadt, 1371 Pfarrer, Widmut.
Neukirch ssw. v. Kosel, 1418 Nik., Pf. v. nova ecclesia, Widmut.
Neustadt O.S., vor 1302, Arnold, Vogt von Neustadt.
Nicolai nnw. v. Pleß, vor 1287 23/3, Schenkung von 2 fränkischen Hufen in der alten Stadt N.
Niekarm nö. v. Ujest, 15 Hufen, von denen der Schulze 2½ hat.
Nimsdorf wsw. v. Kosel, c. 1305, Vierkornzehnten, 1418 24/10, Pfarrkirche in Nymandsdorff.
Oberglogau onö. v. Neustadt, vor 1275 21/12, freie Ratswahl, 1373 Magdeburger Recht.
Oderberg, vor 1373 6/1, Städtchen, 1305 Odirbergk.
Oppeln, vor 1217, Verleihung der Freiheit der in Oppeln angesiedelten hospites.
Ornontowitz nnw. v. Pleß, c. 1305, 30 Hufen mit Bischofsvierdung in Renoltowitz (also Reinoldi villa), 1447 Reynsdorff genannt.
Ostroppa sw. v. Gleiwitz, vor 1286 24/9, Verkauf der Scholtisei, 1447 Gersdorf genannt, auch Stroppendorf 1534 genannt.
Ottitz wsw. v. Ratibor, vor 1291 3/9, vier Freihufen, 1294 hereditas Ottonis villa vulgariter Ocycy seu Ottindorf vocata.
Groß Patschin sö. v. Tost, c. 1305, 29 Zinshufen, Bischofsvierdung, Widmut.
Pawlau wnw. v. Ratibor, c. 1305, Malterzehnt von 35 Hufen.
Pawonkau wnw. v. Lublinitz, c. 1305, Bischofsvierdung von 30 Zinshufen.
Peiskretscham nnw. v. Gleiwitz, 1254 (?) Pisco Gründer oder Locator von Piskowice.
Petersdorf n. v. Gleiwitz, 1276 15/6, Aussetzungsurkunde.
Pilchowitz nnö. v. Rybnik, c. 1305, 80 Zinshufen mit Bischofsvierdung.

Pilgramsdorf wsw. v. Pleß, vor 1335, ecclesia de villa Peregrini, 1447 Pilgremsdorf.

Pleß, vor 1327 19/2, civitas.

Pniow sö. v. Tost, c. 1305, Bischofsviertung von 23 Hufen.

Pohlom onö. v. Tost, c. 1305, est villa theutonicalis, 40 Hufen, Widmut.

Ponischowitz nw. v. Gleiwitz, 1257 20/1, Aussetzungsurkunde, Neumarkter Recht, c. 1305 46 Hufen, Schulze, Pfarrwidmut.

Poppelau nnw. v. Oppeln, vor 1304 25/5, Verkauf der Schultisei.

Preiswitz sö. v. Gleiwitz, c. 1305, Bischofsviertung von 40 Hufen.

Probnitz nnö. v. Neustadt, 1447 Pfarrkirche mit Widmut.

Pschow wsw. v. Rybnik, 1265 20/1, Aussetzungsurkunde.

Ptakowitz nw. v. Beuthen, 1351 25/4, Aussetzungsurkunde, ohne Kirche.

Rachowitz w. v. Gleiwitz, c. 1305, 32 Hufen.

Radlin sw. v. Rybnik, c. 1305 63 Hufen, vor 1428 22/6, Schulze Nik. Orler.

Radoschau ssw. v. Kosel, vor 1288 13/11, Erwähnung der bereits erfolgten Aussetzung zu deutschem Recht.

Raschau osö. v. Oppeln, vor 1297 16/9, Pfarrwidmut.

Deutsch Rasselwitz ö. v. Neustadt, 1371 Pf. Joh. v. R.

Ratibor, 1217, hospites in R. angesiedelt.

Reichwaldau nw. v. Teschen, c. 1305, Dorf Richinwalde.

Reinschdorf w. v. Kosel, c. 1305 Rynensis villa, Vierkornzehnten.

Repsch onö. v. Neustadt, 1240 25/5, Aussetzungsurkunde nach Neumarkter Recht.

Repten nw. v. Beuthen O.S., 1247, Aussetzungserlaubnis für hospites nach Belieben zu deutschem Recht.

Ridultau wsw. v. Rybnik, vor 1355, Schultisei in Rudosdorf.

Riegersdorf nnw. v. Neustadt, c. 1305, bischöfliches Zinsdorf als Rud(g)eri villa.

Riegersdorf nö. v. Teschen, c. 1305, bischöfliches Zinsdorf als Rudgeri villa: primo silva inciditur.

Rosenberg, vor 1450, Erneuerung der Stadtrechte, deutsches Recht wie Oppeln und Gr. Strehlitz, 1374 bereits Rosenberg genannt.

Rosmiers, nnw. v. Gr. Strehlitz, vor 1375 25/9, Gunko (Kunze), Schulze v. Losmera (Łozymyrza, jetzt Rosmiers), namentlich genannt.

Ruderswalde ssö. v. Ratibor, c. 1305, bischöfliches Zinsdorf mit 24 Hufen in Rudolfwald.

Rudnik nnw. v. Ratibor, c. 1305, bischöfliches Zinsdorf mit Malterzehnten und Dreikorn.

Rudno nw. v. Gleiwitz, c. 1305, bischöfliche Geldzehnten.

Rudzinietz nw. v. Gleiwitz, c. 1305, bischöfliche Malterzehnten und Dreikorn.

Ruptau ssö. v. Rybnik, c. 1305, 30 Hufen.
Rybnik, vor 1308 24/2 deutsche Stadt, Wilhelm, Vogt in R.
Sakrau s. v. Kosel, c. 1305, bischöfl. Malterzehnten und Dreikorn.
Sarsisk nnö. v. Rosenberg, 1228, Aussetzung zu Neumarkter Marktrecht.
Schechowitz sö. v. Tost, c. 1305, 24 Hufen mit Bischofsvierdung.
Groß Schierakowitz wsw. v. Gleiwitz, vor 1305, 30 Hufen in Syrakowitz theutonico mit Bischofsvierdung.
Schlawentzitz onö. v. Kosel, vor 1260 30/11, Stadt mit Marktrecht usw.
Schmitsch nnö. v. Neustadt, vor 1333, Hennig, Schulze von Schm., Pfarrkirche mit Widmut.
Schnellendorf ssw. v. Falkenberg, c. 1305, 40 Hufen mit Bischofsvierdung in Snellindorph.
Schnellenwalde wnw. v. Neustadt, vor 1290 23/6, Polzko de Snellenwald Zeuge.
Schönau n. v. Leobschütz, c. 1305, 27½ Hufen mit Malterzehnten in Sonaw.
Schönwald ssö. v. Gleiwitz, 1269 6/3, Aussetzungsurkunde zu deutschem Recht.
Schönwitz nö. v. Falkenberg, vor 1383 10/11, Schoenowicz.
Schreibersdorf bei Oberglogau, vor 1301 17/11 bereits zu deutschem Recht mit Schultisei ausgesetzt, scriptoris villa schon 1285 11/10.
Schreibersdorf wsw. v. Ratibor, vor 1407 30/11, Besitzer genannt.
Schurgast nnö. v. Falkenberg, Stadt vor 1300 12/11, Vogtei.
Schwieben n. v. Tost, 1447 Pfarrer, Kirchacker.
Schwirklau sö. v. Rybnik, c. 1305 (Surklant) mit 24 Hufen.
Silberkopf nw. v. Ratibor, c. 1305 mit Rudnik 80 Hufen, Malterzehnten, 1319 Scholtisei.
Skotschau im Fürstentum Teschen, vor 1267 Stadt, Ortssiegel mit der Umschrift: Sigillum civitatis Skocoviensis.
Skrzischow s. v. Rybnik, 1286 24/2, Aussetzungsurkunde zu deutschem Recht.
Smolnitz sw. v. Gleiwitz, c. 1305, 24 Hufen mit Bischofsvierdung.
Sodow ö. v. Lublinitz, c. 1305, 40 Hufen mit Bischofsvierdung.
Sohrau O.S., 1272 25/2, Erhebung zur Stadt, Stadtvogt 1303.
Steinau O.S., 1260 30/11, Bewidmung mit Neumarkter Stadtrecht.
Groß Strehlitz, 1362, Aussetzung zu deutschem Recht.
Studzienna ssw. v. Ratibor, c. 1305, 33 Hufen mit Malterzehnten, 1360 Scholtisei, 1379 Dorf „Studen".
Tarnau sö. v. Oppeln, 1447 Pfarrer, Widmut, 1534 Freischulze mit 6 Hufen.
Tarnowitz, 1526 zur freien Bergstadt erhoben.
Teschen, vor 1290 31/1, Stadtvogt und Bürger genannt.

Timmendorf w. v. Pleß, vor 1321 6/12, Joh. v. Tymendorf, Zeuge i. d. Urk. des Herzogs Lestko v. Ratibor, Pfarrwidmut.
Tost, vor 1309 6/3 Stadt, Friedrich, Vogt von Tost.
Ujest ssö. v. Gr. Strehlitz, 1222 Aussetzung zu deutschem Recht, 1260 30/11 civitas, c. 1305 55 Hufen, Vogt, Pfarrwidmut usw.
Wanowitz ssö. v. Leobschütz, 1294 14/6, Errichtung einer Kirche mit einer Freihufe als Widmut.
Warschowitz wnw. v. Pleß, c. 1305, 39 Hufen, Pfarracker.
Wendrin wsw. v. Rosenberg, c. 1305, bischöfl. Malterzehnten.
Wendrin sö. v. Teschen, vor 1426, Verkauf mit dem oberen und unteren Recht und mit dem Kirchlehn.
Wieschowa wnw. v. Beuthen, c. 1305, 30 Hufen mit Bischofsvierdung.
Wilcza nnö. v. Rybnik, vor 1486 29/6, Schulze und Bauern.
Woinowitz sw. v. Ratibor, 1447 Wayndorff, Waynowicz, 2 Hufen Widmut.
Woischnik onö. v. Lublinitz, vor 1386 17/2, Veräußerung der Vogtei in der Stadt W.
Zaborze ssw. v. Beuthen, c. 1305, Aussetzung von Sabors mit 50 Hufen durch den Schulzen, ohne Kirche.
Zabrze (Hindenburg) wsw. v. Beuthen, c. 1305, Aussetzung von Sadbre sive Cunczindorf mit 50 Hufen durch den Schulzen, 1447 Andrisdorf genannt.
Zacharzowitz nnw. v. Gleiwitz, 1447 Pfarrkirche in Sachari villa (Zachersdorf), Widmut.
Zduny (jetzt im Posenschen), 1261 9/11, Aussetzung zu Neumarkter Recht, c. 1305 civitas.
Zelasna nnw. v. Oppeln, 1274 6/11, Aussetzung durch die Schulzen Herden und Hermann.
Zembowitz ssw. v. Rosenberg, c. 1305, Malterzehnten.
Deutsch Zernitz ssw. v. Gleiwitz, 1246, Freiheit für die Kolonisten auf 30 Jahre, 39 Hufen.
Alt Zülz onö. v. Neustadt, vor 1225 29/11, Kolonistenfreiheit für Kostental wie im Dorfe Bela (Zülz).
Zülz nnö. v. Neustadt, Stadt vor 1311 10/4, Suvarda (?), Vogt in Bela (Zülz).

Also insgesamt 213 zumeist Kirchorte, die im 13./14. Jahrhundert zu deutschem Recht angelegt worden sind, in Wahrheit ist ihre Zahl um ein Mehrfaches höher gewesen. Nach dem Register über die Erhebung des Peterspfennigs im Archidiakonat Oppeln i. J. 1447 betrug die Anzahl der mit Widmuten ausgestatteten Pfarreien 222.

Die Bedeutung der deutschen Besiedlung Schlesiens für die kirchliche Entwicklung.

Von **Universitätsprofessor Dr. theol. Franz Xaver Seppelt.**

Ohne Zweifel war es ein Entschluß von größter Tragweite, als Herzog Heinrich I. von Schlesien, der Gemahl der hl. Hedwig, im Beginn des 13. Jahrhunderts deutsche Bauern und Handwerker als Ansiedler in das Schlesierland berief. Denn dadurch wurde die deutsche Besiedlung Schlesiens in die Wege geleitet, die das wichtigste Ereignis der ganzen mittelalterlichen schlesischen Geschichte ist. Durch die stille, rastlose Arbeit dieser deutschen Ansiedler ist eine Leistung vollbracht worden, die wahrhaft Staunen hervorrufen muß. In reichlich hundert Jahren sind in dem spärlich bebauten, zumeist noch mit Wald bedeckten und dünn bevölkerten Schlesierlande fast an die hundert Städte und weit mehr als tausend Dörfer gegründet worden, so wie etwa heut noch in den Wildnissen Amerikas mit uns verwunderlich erscheinender Schnelle Städte aus dem Boden emporwachsen. Und alles, was Schlesien, und zwar ganz Schlesien, Oberschlesien so gut wie Mittel- und Niederschlesien, in den folgenden Jahrhunderten und bis auf unsere Tage an wirtschaftlicher und geistiger Kultur hervorgebracht hat und aufweist — im Grund geht das alles zurück auf die unverdrossene Pionierarbeit der deutschen Ansiedler, die aus den verschiedenen deutschen Gauen nach dem damals so unwirtlichen Schlesien kamen, um sich hier eine neue Heimat zu schaffen. Die vielfältigen segensvollen Wirkungen der deutschen Besiedlung im einzelnen darzulegen, würde an dieser Stelle der Raum fehlen. Nur mit wenigen Worten soll darauf aufmerksam gemacht werden, daß auch vom kirchlichen Standpunkt aus die deutsche Besiedlung als eine Ursache großen Aufschwunges und erfreulicher Fortschritte des kirchlichen Lebens gerühmt zu werden verdient.

Die deutschen Ansiedler, die vor sechs- bis siebenhundert Jahren nach Schlesien kamen, waren aus ihrer Heimat an regelmäßigen Gottesdienst und reges kirchliches Leben gewöhnt. Das alles wollten sie nun auch in der neuen Heimat nicht missen, und so erhoben sie, wenn sie sich bereit erklärten zur Auswanderung nach dem slawischen Osten, nicht nur Forderungen wirtschaftlicher und rechtlicher Art, sondern ihre Forderungen erstreckten sich auch auf das kirchliche Gebiet. Wo immer eine deutsche Dorfsiedlung ent-

stand, da mußte für diese auch eine eigene Pfarrei begründet werden; für den Pfarrherrn wurde dann, wenn die Feldflur an die Ansiedler verteilt wurde, zu dessen Unterhalt eine Widmut von ein oder zwei Hufen ausgesondert. So sind damals all die zahlreichen Widmutpfarreien in ganz Schlesien entstanden; das Vorhandensein einer solchen liefert den Beweis, daß der Ort der deutschen Besiedlung seinen Ursprung dankt, wenn heut auch in demselben vielleicht die polnische Sprache vorherrschen mag. Das war nun ein großer Fortschritt gegenüber der voraufgegangenen slawischen Zeit; denn damals war die Zahl der Pfarreien sehr gering gewesen, ihr Sprengel daher weit ausgedehnt und infolgedessen die Seelsorge ganz ungenügend. Ein Beispiel möge das recht anschaulich machen: im Gebiet von Neiße-Ottmachau, das von altersher den Breslauer Bischöfen gehörte, gab es im Beginn des 13. Jahrhunderts nur vier Pfarreien; als dann in diesem Gebiet zahlreiche Dörfer von den deutschen Ansiedlern angelegt worden waren, stieg im Laufe des 13. Jahrhunderts die Zahl der Pfarreien in diesen Gegenden auf 57. Und wie auf dem Dorf war es in den neugegründeten Städten: in dem Stadtplan wurde immer ein Platz für die geräumige Stadtpfarrkirche in zentraler, bequemer Lage unweit des Stadtmittelpunktes, des Marktes, vorgesehen; man sieht dies noch heut in den schlesischen Städten, man denke an Neiße, Ziegenhals, Ujest und viele andere. Es liegt auf der Hand, daß infolgedessen nunmehr eine viel bessere, intensivere Seelsorge möglich war und damit eine wichtige, unerläßliche Vorbedingung für ein Aufblühen kirchlichen Lebens gegeben war. Es ist daher wohl verständlich, daß die Breslauer Bischöfe, und zwar als erster Bischof Lorenz, der von 1207 bis 1222 regierte, angesichts dieser hohen Bedeutung der deutschen Besiedlung auch für das kirchliche Gebiet dem Beispiel der schlesischen Herzöge folgten und auch ihrerseits in dem ihnen gehörigen Kirchenland Neiße-Ottmachau und auf ihrem oberschlesischen Besitz, der sich um Ujest gruppierte, die deutsche Besiedlung in Angriff nahmen und förderten; noch vor dem Jahre 1223 ist durch den Breslauer Bischof die Gründung der deutschen Städte Neiße und Ujest erfolgt.

Auch der Entwicklung des Klosterwesens ist die deutsche Besiedlung durchaus förderlich gewesen. Die wenigen Klöster, die im Laufe des 12. Jahrhunderts begründet worden waren, hatten zunächst nicht zu gedeihlicher Entwicklung kommen können; wir wissen z. B. aus uns erhaltenen Schilderungen der ersten Leubuser

Mönche, mit welchen Schwierigkeiten diese zu kämpfen hatten. Auch das wurde im 13. Jahrhundert seit der deutschen Besiedlung anders. Nun entwickelten sich kräftig die alten Klöster wie Leubus, die nun mit reichen Schenkungen an Landbesitz ausgestattet wurden, und eine lange Reihe neuer Klöster traten ihnen zur Seite; es sei nur erinnert an das Zisterzienserinnenstift in Trebnitz und die Zisterzienserklöster zu Kamenz und Heinrichau, sowie die oberschlesischen Zisterzienserabteien Rauden und Himmelwitz. Es ist aber nicht richtig, wenn man meint, daß diese Zisterzienserabteien ihrerseits die deutsche Kolonisierung durch Berufung und Ansiedlung deutscher Bauern auf ihrem Besitz gefördert haben. Das war nicht ihre Aufgabe, und das war ihnen gar nicht möglich; aber das mindert ihre Verdienste keineswegs, denn diese fleißigen, frommen Mönche haben sich wahrhaft unvergängliche Verdienste um die wirtschaftliche Kultur unserer schlesischen Heimat erworben. Diese Zisterzienser haben in unverdrossener Arbeit weite Landstrecken urbar gemacht und der einheimischen Bevölkerung die bessere Bearbeitung des Bodens mit vollkommeneren Ackergeräten und den Anbau bisher unbekannter Kulturpflanzen, den Weinbau, die Obstzucht und die Teichwirtschaft gelehrt; ihre Landwirtschaftsbetriebe waren die Musterwirtschaften und Ackerbauschulen jener Zeit. Und unendlich viel ist es gewesen, was sie für die sittliche und religiöse Förderung der Bewohner des Landes getan haben. Kam ihr Wirken dem flachen Lande zugute, so waren in den Städten Franziskaner und Dominikaner tätig, welche der religiösen Not der rasch sich mehrenden städtischen Bevölkerung zu steuern sich bemühten und bald die Lieblinge des Volkes wurden.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung war es schließlich, daß die deutsche Besiedlung Schlesiens dieses den kulturellen Einflüssen des Westens erschloß und damit auch die bis dahin sehr zu ihrem Schaden ziemlich isolierte schlesische Kirche in engste, lebensvolle Beziehungen zur übrigen Kirche und namentlich zum Papsttum brachte; so konnten nunmehr all die segensvollen Einflüsse sich geltend machen, deren Fehlen bislang der schlesischen Kirche zu schwerem Schaden gereicht und ihre Entwicklung gehindert hatten.

Alle Gaue des Schlesierlandes, die oberschlesischen wie die anderen, haben in gleicher Weise die segensreichen Folgen der deutschen Besiedlung auch auf kirchlichem Gebiet erfahren, denn alle diese Gaue unterstanden damals schon wie heut der Hirtensorge der

Breslauer Bischöfe. Möge diese enge Verbindung Oberschlesiens mit der Breslauer Bischofskirche, wie sie durch all die Jahrhunderte unangefochten bestanden hat, auch weiterhin bestehen bleiben im wohlverstandenen kirchlichen Interesse und zum Besten des oberschlesischen Klerus und des treukatholischen oberschlesischen Volkes!

Die oberschlesischen Städte.

Von Stadtbibliothekar Dr. Otfried Schwarzer.

Oberschlesien vereinigt in sich, im Vergleich zu andern schlesischen Landesteilen, einen besonderen Reichtum an Städtetypen, vom weltverlorenen, ländlich-stillen Ackerbürgerstädtchen bis zum rauchgeschwärzten, in amerikanischer Eile aufgeschossenen Siedlungsriesen der Neuzeit. Das entspricht der Mannigfaltigkeit seiner geographischen Verhältnisse, seiner wirtschaftlichen Kultur und geschichtlichen Vergangenheit. Die einigende und ordnende Kraft in solcher Vielseitigkeit der Entwicklung ist der Einfluß deutscher Art und deutscher Arbeit auf Entstehung und Gedeihen dieser Vorposten der deutschen Kulturwelt. Was sie sind, konnten sie nur werden in wirtschaftlicher und politischer Gemeinschaft, in lebendiger Wechselwirkung mit dem altdeutschen Kulturgebiet.

Wie überall im deutschen Osten sind auch in Oberschlesien die Städte eine Schöpfung der deutschen Kolonisation des 13. und 14. Jahrhunderts. Vielfach lehnten sie sich zwar an alte slawische Landesburgen an, aber erst die Schaffung eines geschlossenen Wirtschaftsbereichs, die Arbeitsteilung zwischen Stadt und Land, die rechtliche Sonderstellung der Bürger, wie sie die Kolonisation mit sich brachte, gaben die Möglichkeit für das Gedeihen der städtischen Gewerbe und des städtischen Marktes, für die Entwicklung eines gesunden Bürgertums, für die kulturelle Hebung der ganzen Landschaft von den städtischen Mittelpunkten aus.

Für die Verteilung und Bedeutung der Stadtsiedlungen Oberschlesiens war vor allem — seinerseits natürlich wieder durch Relief und Bodenverhältnisse des Landes bedingt — der Zug der großen von Breslau auf Krakau und Troppau und weiter nach Polen, Mähren und Ungarn führenden Handelsstraßen von aus-

schlaggebendem Einfluß. Sie waren Ruhepunkte des Verkehrs an bedeutsamen Stellen des Weges, wo Seiten- und Querstraßen einmündeten, Höhenschwellen und Flußläufe zu überwinden waren, wo sich im Schutz fester Plätze ein gesicherter Marktverkehr entwickeln konnte, wo aber auch die Naturbegabung des Bodens das Gedeihen größerer, mit den Grundlagen ihres Daseins in der umgebenden Landschaft wurzelnder Siedlungen ermöglichte. So entstanden an der Oder, zugleich als Stationen der längs des Stromes nach der mährischen Pforte führenden Straße, die großen Brückenstädte Oppeln und Ratibor neben den kleineren Krappitz und Kosel, Konstadt, Kreuzburg, Rosenberg, Lublinitz, Woischnik waren Stationen eines nördlicheren, von Breslau über Namslau auf Krakau ziehenden Handelsweges, als dessen Vorposten gegen das großpolnische Gebiet Pitschen und Landsberg erscheinen. An der südlicheren, noch früher vom Großverkehr begangenen, von Oppeln über den oberschlesischen Muschelkalkrücken führenden Krakauer Straße liegen Gr.-Strehlitz, Tost, Peiskretscham und Beuthen, an einer von Peiskretscham abzweigenden Parallelstraße Gleiwitz, Nikolai, Berun. Dem geringen Verkehr zwischen diesen beiden Hauptstraßen bot im Waldgebiet der Malapane das Städtchen Guttentag einen Ruhepunkt. Leschnitz und Ujest deuten weniger begangene Verbindungswege von den Oderübergängen von Krappitz und Kosel nach der südlichen Hauptstraße an. Myslowitz war Grenz- und Brückenstation für den aus dem mittleren Polen südwärts nach der mährischen Pforte strebenden Verkehr. Rybnik, Sohrau und Pleß erwuchsen an einer von Ratibor her am Südrand der großen Waldungen auf Bielitz-Biala bzw. Krakau zielenden Straße. Loslau war Vorposten von Rybnik und Sohrau gegenüber der mährischen Pforte. Für die Verteilung der meisten Stadtsiedlungen an den Hauptstraßen sind die von den Oderübergängen, von der mährischen Pforte und den Karpathenpässen nord- und ostwärts nach dem mittleren und nördlichen Polen führenden Straßen maßgebend gewesen. Die Lage gerade der bedeutenderen Städte zeigt jedoch deutlich, daß die ausschlaggebende Bedeutung dem von Breslau auf Krakau ziehenden Verkehr zukam. Sie sind die Vorposten des deutschen Handels, der von Breslau aus über Krakau und Lemberg die Länder am Schwarzen Meere und den weiteren Orient in seinen Bereich zog. Oberschlesien war schon im Mittelalter das Glacis der großen deutschen Stapelplätze des Orient-

handels, lag im Bannkreis deutschen Wirtschaftslebens, deutschen Rechts und deutschen Wesens. War doch selbst Krakau bis ins 16. Jahrhundert hinein eine Stadt deutschen Charakters. Reichen doch deutsche Siedlungen im Mittelalter bis über Lemberg hinaus.

Noch enger und fester umspannte das Netz der von deutschen Handelszentren ausstrahlenden Verkehrswege das Land links der Oder. Die bedeutendsten Städte, Neustadt und Leobschütz, und das kleine Hultschin liegen vor den Eingangspforten zu den Gebirgspässen, über welche der Handelsverkehr Breslaus nach Mähren und Ungarn und weiter nach Wien und Venedig sich bewegte. Andrerseits durchzog dieses Gebiet der Verkehr, der von den deutschen Städten Neiße und Troppau und von dem mährischen Olmütz den Oderbrücken von Oppeln, Krappitz, Kosel und Ratibor zustrebte, um seine Waren über das rechtsufrige Oberschlesien hinaus nach Polen zu führen. Über Neustadt gewann die Straße Neiße-Troppau das Oppatal. Leobschütz und die kleinen Städte Falkenberg, Friedland, Steinau, Zülz, Oberglogau und Bauerwitz bezeichnen die Brücken- und Raststationen des Handelsverkehrs von Neiße nach den Oderstädten, sie alle, außer Bauerwitz, liegen zugleich an den von Breslau heranführenden Straßen. Katscher war nur für den Verkehr von Troppau nach Kosel von Bedeutung. Schurgast, wo die Straße Breslau-Oppeln die Neiße überschreitet, erhielt Stadtrecht erst in preußischer Zeit.

Neben der Verkehrsbedeutung wirkten natürlich noch andere Einflüsse auf die Entstehung und das Gedeihen der Städte. Einmal ihre Stellung als Wirtschaftszentren der umgebenden Landschaft. Wo der Pflug des deutschen Bauern die Scholle furchte, überhaupt wo auf fruchtbarem Ackerland ein kaufkräftiger Bauernstand saß, gediehen auch die städtischen Gewerbe besser als in dürftigen Waldgebieten. Daher zeichnen sich die in dem fruchtbaren Gebiet links der Oder gelegenen Städte, wie Neustadt und Leobschütz und die Städte in dem nördlich der großen Waldungen gelegenen Landesteil, Kreuzburg, Konstadt und Pitschen, bis heutigen Tages durch größere Behäbigkeit vor den Städten rechts der Oder aus, wo nicht besondere Verhältnisse hier den Charakter der Stadt völlig umgewandelt haben. Einzelne Städte, wie die erstgenannten, verfügten über stattlichen eigenen Grundbesitz, vielfach war der Bürger zugleich Ackerbauer. Das „Städel", dieser eigenartige Zwitter zwischen Dorf und Stadt, ist ein charak-

teristischer Siedlungstypus im fruchtbaren Lößgebiet links der Oder, wo auch die eigentlichen Stadtsiedlungen sich enger zusammendrängen als anderwärts. Auch von diesen tragen manche, wie Oberglogau, Steinau, Zülz, im wesentlichen noch heut den Charakter der stillen Ackerbürgerstadt, wie auf der rechten Oderseite auf besser beanlagtem Boden Loslau, Sohrau, Ujest, Leschnitz, Woischnik, Landsberg, Berun. Weit armseliger sind die Landschaften, deren Mittelpunkt die Kreisstädte Rosenberg, Lublinitz und Pleß bilden. Auch Groß Strehlitz zieht bis heut seine wirtschaftliche Kraft zum guten Teil aus dem reichen Ackerland seiner Umgebung. Die Rebe in seinem Wappen deutet wie bei Oberglogau auf das einstige Bestehen einer edleren Landkultur in diesen Gebieten. Gleiwitz und Beuthen pflegten im Mittelalter den Hopfenbau, Konstadt ist noch heut bekannt durch seine Flachsmärkte. Bei Rybnik und anderen Städten war der Fischreichtum seiner heut erheblich eingeschränkten Teiche eine wesentliche Wurzel des wirtschaftlichen Lebens.

Was uns heut gerade in Oberschlesien für die Zusammenballung großer Bevölkerungsmassen in städtischen Siedlungen als ausschlaggebend erscheint, die Hebung und Verarbeitung mineralischer Bodenschätze, spielte, soweit Kohle und Eisen in Frage kam, bei der unentwickelten Technik des Mittelalters keine erhebliche Rolle. Städtebildende Kraft entwickelte damals nur der Bergbau auf Blei und Silber. Auf ihm beruhte die mittelalterliche Blüte von Beuthen, die um 1300, sicher wohl unter dem Einfluß deutscher Bergleute, ihren Höhepunkt erreichte. Die Gründung der Bergstadt Tarnowitz fällt schon in eine spätere Zeit. Es war der Hohenzoller Georg von Brandenburg-Jägerndorf, dem diese wenigstens für einige Jahrzehnte erfolgreiche Wiederbelebung älterer Bergbauversuche (seit 1526) zu verdanken ist. Oberschlesisches Blei war damals ein wichtiger Artikel des Handels nach Ungarn.

Das gewerbliche Eigenleben der Städte, ihr Marktverkehr, reichte im allgemeinen nicht über den nächsten Umkreis hinaus. Dazu war die Landesnatur zu spröde, die Konkurrenz der fortgeschritteneren Gewerbe in den benachbarten Handelsemporien zu übermächtig. Nur das Schmiedehandwerk und etwa die Schuhmacherei, die aus den Eisenerzlagerstätten des Landes und der Einfuhr von Häuten aus Polen ihre Nahrung zogen, dürften einen weiteren Bereich versorgt haben. Sie haben sich in abgelegenen

Städten bis heut eine gewisse Bedeutung bewahrt. Die Tuch- und Leineweberei, letztere namentlich in den größeren Städen links der Oder seit alter Zeit blühend, nahm erst im 18. Jahrhundert einen größeren Aufschwung. In gewerblicher Beziehung überragten Oppeln, Ratibor und Neustadt weit die übrigen Städte, ohne Zweifel auch deshalb, weil sie, außer Sohrau, die einzigen waren, die keinen Stadtherrn über sich hatten. Auch ein Fernhandel von selbständiger Bedeutung konnte sich in den oberschlesischen Städten nicht entwickeln. Den fremden Kaufmann lud hier kein kaufkräftiger Markt, kein Angebot absatzfähiger Landesprodukte zum Verweilen ein. Die großen Handelsplätze Breslau, Neiße, Troppau, Olmütz, Krakau zogen den Ertrag des Groß- und Fernhandels an sich. Mittelbar hatten aber doch die oberschlesischen Städte Vorteil aus diesem Handel als Rast- und Zollstätten und durch das Fuhrmannsgewerbe, das namentlich in den Grenzstädten blühte, ebenso wie der Handel mit polnischem Vieh, Salz u. dgl. Nur bei einigen Städten hören wir vom Handel mit ungarischem Wein, Metallen und Landesprodukten wie Garn und Hopfen.

Einen bescheidenen, meist rasch verblichenen Glanz verlieh einzelnen Städten, wie Oppeln, Ratibor, Beuthen, Kosel, Tost, Falkenberg, im Mittelalter ihr Charakter als herzogliche Residenzen. Auch in dieser Zersplitterung des Landes, die für die einzelne Stadt wohl ein gewisser Antrieb des Gedeihens war, ist eine Auswirkung des Anschlusses an das politische Leben der deutschen Gebiete zu erblicken, während in Polen sich schon im 14. Jahrhundert der Gedanke der Reichseinheit durchsetzte. Nach dem Aussterben der Piasten behaupteten Ratibor und namentlich Oppeln den ersten Rang als Hauptorte der Verwaltung. Sie blieben neben Neustadt und Sohrau auch die einzigen Immediatstädte.

Ihre besten Zeiten sahen die oberschlesischen Städte des Mittelalters im 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts. Die Hussitenkriege brachten die erste Erschütterung ihres bescheidenen Wohlstandes. Dazu kam mit dem Vordringen der Türken im Osten und der Verschiebung des Orienthandels ein langsames Hinsiechen des alten Durchgangsverkehrs. Zugleich vermorschte eine andere Stütze ihres Wirtschaftslebens mit der fortschreitenden Aufsaugung des Rustikallandes durch die Grundherren, der zunehmenden Verfrondung und Verelendung des Bauernstandes, die naturgemäß auch auf die Stellung der Bürger in den Mediatstädten ungünstig

einwirkte. Die Zeit der habsburgischen Herrschaft ist für das städtische Leben eine Zeit dauernden Rückgangs gewesen, daran änderten auch die Bestrebungen zur Hebung des Erzbergbaus um Tarnowitz und Beuthen und wirtschaftspolitische Maßnahmen anderer Art nur wenig, namentlich vollendete die Krisis des 30jährigen Krieges den Niedergang der Städte.

In völlig verödetem Zustande kamen die oberschlesischen Städte an den preußischen Staat. Neustadt hatte damals noch nicht 3000, Oppeln nur 2400 Einwohner, Beuthen mochte 1500, Gleiwitz etwa 1000 zählen. Nun aber begann eine Periode neuen Aufschwungs. Infolge der Fürsorge des Königs für die städtischen Gewerbe, namentlich die Leinen- und Tuchfabrikation, hob sich bis zum Ende seiner Regierung die Einwohnerzahl der Städte allenthalben, z. T. um 50 Prozent. Am kräftigsten entwickelten sich zunächst die Städte am Gebirgsrande, Neustadt und Leobschütz, und Ratibor. Die ungünstige Grenzführung und der Zollkrieg mit Österreich waren für sie allerdings schwere Schläge, nicht minder die Teilungen Polens für die Städte der rechten Oderseite, deren alter Verkehr dann in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts völlig zum Erliegen kam.

Aber die Wirtschaftspolitik des preußischen Staates brachte grade denjenigen Teilen von Oberschlesien, deren wirtschaftlicher und kultureller Zusammenhang mit dem deutschen Gebiet durch das Versiegen der alten Verkehrsströme am meisten bedroht war, in anderer Beziehung reichen Ersatz und knüpfte die alten Bande fester noch als vorher, sie machte Oberschlesien zu einer der stärksten Säulen des Staatsbaues. Die Erschließung seiner Erz- und Kohlenschätze unter der tatkräftigen, weitschauenden Leitung des Freiherrn von Reden brachte neue Antriebe für das Aufblühen der älteren Siedlungen, schuf die Grundlagen für die Entwicklung neuer städtischer Siedlungszentren. Noch in den letzten Jahren Friedrichs d. Gr. wurde die Ausbeutung der Blei- und Silbererze der Tarnowitzer Gegend wieder aufgenommen, und als Zentrale des neuen Bergbaubetriebs die Bergdeputation zu Tarnowitz geschaffen. Die kleine Stadt wurde zur europäischen Berühmtheit. Gegen Ende des Jahrhunderts wurde der staatliche Steinkohlenbergbau auf dem besonders ergiebigen Sattelflözzug im Klodnitzgebiet in Angriff genommen und die Anlage des Klodnitzkanals als Abfuhrstraße begonnen. Im Jahre 1790 wird der erste Schacht der Königsgrube niedergetrieben, im folgenden Jahre der Kohlen-

bergbau im Süden von Beuthen und bis Hindenburg eröffnet, woran sich die Errichtung großer Hüttenwerke schloß. Von besonderer Bedeutung wurde die um die Wende des Jahrhunderts einsetzende Gewinnung von metallischem Zink aus Galmei und Zinkblende, deren reichste Lagerstätten auf dem Kontinent eben die Umgebung von Beuthen besitzt. Die Steinkohle siegte bald im Hochofen- und Hüttenbetrieb über die Holzfeuerung und wirkte konzentrierend auf die Eisenindustrie, die in unmittelbarer Nachbarschaft der Steinkohlenlager reiche Erzlager fand. Am Ende des Jahrhunderts hatte Oberschlesien im Eisenhüttenbetrieb auf dem Kontinent die Führung.

In den nächsten Jahrzehnten reiht sich auf dem Sattelflözzug Schacht an Schacht, immer dichter scharen sich um die Steinkohlenschächte die Eisen- und Zinkhütten und im Anschluß daran erwächst eine vielgestaltige Metall- und chemische Industrie. Ein Gewirr volkreicher Siedlungen wächst in amerikanischer Eile auf engem Raume aus dem Boden. Die oberschlesische Montanindustrie ist die unsterbliche Schöpfung staatlicher Initiative. Doch das Privatkapital blieb nicht zurück und gewinnt bald die Führung. Reiche Magnaten und tatkräftige Männer des Bürgertums wetteifern miteinander im Aufbau gewaltiger Unternehmungen. Die Zusammenballung des Kapitals in großen Gesellschaften, die Fortschritte der Technik, andrerseits der Druck der Konkurrenz günstiger gelegener Industriegebiete bringen neue Triebkräfte in die Entwicklung. Sie konnten sich in voller Kraft erst auswirken, als seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Ausbau des Eisenbahnnetzes und der Wasserstraße der Oder die Ungunst der Lage Oberschlesiens zum Weltmarkt ausgleichen half und sein Absatzgebiet gewaltig erweiterte. Mochte die in den letzten Jahrzehnten fühlbar werdende Unzulänglichkeit der eigenen Eisenerze Oberschlesiens eine erhebliche Erschwerung für die wirtschaftliche Auswertung seiner unermeßlichen Steinkohlenschätze bedeuten, mochte auch die Ausgestaltung des Bahn- und Wasserverkehrs nicht Schritt halten mit dem Eiltempo der industriellen Entwicklung, es bleibt doch das überwältigende Bild eines Aufschwungs ohne gleichen, nicht bloß materieller, sondern auch kultureller Art für diesen abgelegenen und ehedem mißachteten Winkel des preußischen Staates, eines Aufschwungs, dessen glänzendste Zeit erst noch anheben soll, wenn die in der südlichen Bergbauzone Oberschlesiens ruhenden, für die Industrie besonders wertvollen Kohlenlager in

den Bereich intensiver Ausbeutung treten werden. Das ungestörte Wachstum des Riesenorganismus der oberschlesischen Montanindustrie ist eine Lebensfrage für die deutsche Volkswirtschaft, noch mehr aber für die Arbeitermassen, deren menschenwürdiges Dasein mit ihm steht und fällt.

Die veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse rückten den Schwerpunkt der städtischen Entwicklung nunmehr in die bisher von der Besiedlung vernachlässigten Gebiete. Ein neuer Typus der Stadt bildet sich hier heraus. Nicht mehr die Arbeitsteilung zwischen Stadt und umgebender Landschaft, sondern die Verwertung der Bodenschätze für einen weit über das alte Weichbild hinauswachsenden Wirkungsbereich sind die Grundlagen seines Daseins. Der Fernhandel streift nicht mehr bloß die Städte im Vorüberziehen, er sucht sie auf und wird von ihnen aus befruchtet, denn Oberschlesien liefert ihm jetzt eigene Erzeugnisse, die als Quelle des Volkswohlstandes alle Güter des alten Handelsverkehrs weit hinter sich lassen.

Eigenste Schöpfungen des Industriezeitalters sind die Städte Kattowitz und Königshütte, erstere 1865 aus der gleichnamigen Dorfgemeinde entstanden und namentlich als zentraler Bahnknotenpunkt des Industriereviers zur Bedeutung gelangt, letzteres drei Jahre später um den Kern des Hüttenwerks aus der Feldmark von vier Industriedörfern herausgeschnitten, mit 75000 Einwohnern die volksreichste Stadt Oberschlesiens, in seiner Physiognomie und der Lebensführung seiner Bewohner den Typus der Industriestadt von amerikanischem Zuschnitt am treuesten widerspiegelnd, während Kattowitz, planvoll angelegt und abseits von dem rauchgeschwärzten Revier des Sattelflözzuges, nicht des Reizes der sauberen, freundlichen Wohnstadt entbehrt. In der Umgebung dieser beiden Städte drängen sich Zinkhütten und Zinkwalzwerke am dichtesten um die Kohlengruben. Der größte Siedlungskomplex Oberschlesiens, der Bereich von Hindenburg, hat dagegen bisher zu einer städtischen Einigung nicht gelangen können, ebenso wie die kleineren von Bismarckhütte-Schwientochlowitz und von Laurahütte-Siemianowitz. Nächst Kattowitz und Königshütte steht Beuthen am stärksten unter der Einwirkung des industriellen Getriebes als Mittelpunkt eines Gebiets, das in seinem Schoße Zink-, Blei- und Eisenerze und Steinkohle in glücklichster Vereinigung birgt. Es ist als alte Stadt neben Gleiwitz das geschlossenste Siedlungszentrum des Industriereviers. Gleiwitz, am

Westrand des Reviers gelegen, empfängt von diesem noch bequem die Betriebskräfte für seine vielseitige, bedeutende Eisenindustrie. Als Vorposten des Industriebezirks am Klodnitzkanal schien es zu dessen Hafen bestimmt zu sein, hat aber für diese durch das riesenhafte Anwachsen der Produktion zerstörte Hoffnung Ersatz im Anschluß an das Bahnnetz gefunden. Beuthen und Gleiwitz bleiben an Volkszahl nicht weit hinter Königshütte zurück. Myslowitz hat zwar seine Stellung im Grenzverkehr an Kattowitz abgeben müssen, findet aber dafür, wie dieses, einen reichen Quell des Gedeihens im Bergbau- und Hüttenbetrieb der Umgebung. Kleinere Industriezentren von ähnlicher Mannigfaltigkeit haben sich auf der Grundlage eines teilweise schon unter Friedrich d. Gr. eröffneten Kohlenbergbaus, der noch lange nicht mit voller Intensität betrieben wird, im südlichen Teile des oberschlesischen Kohlenbeckens, um Nikolai und Rybnik, entwickelt. Namentlich Rybnik winkt eine große Zukunft als künftiges Zentrum der oberschlesischen Montanindustrie, wenn einst in vielleicht nicht allzuferner Zeit der Schwerpunkt des Steinkohlenbergbaus sich weiter nach Süden verschieben wird. Auch Loslau und Pleß, jenes heut noch ein stilles Ackerstädtchen, dieses nur als fürstliche Residenz und durch den Grenzverkehr nach Bielitz-Biala stärker belebt, werden dann eine ganz andere Bedeutung gewinnen. Von geringerer Bedeutung ist trotz der Güte der hier gewonnenen Kohle der Bergbau in der Gegend von Hultschin, die mit dem Ostrauer Industrierevier in enger Beziehung steht.

Die lebenspendende Kraft der Kohle und des von ihr genährten Bahnverkehrs wirkte natürlich weit über den Bereich der eigentlichen Montanindustrie hinaus auf Wachstum und Gedeihen der Städte. Überall wo Bodenschätze gehoben, wo Rohprodukte der umliegenden Landschaft verarbeitet werden, erhöht und verbilligt sie die Produktion, erweitert sie den Absatzmarkt und die Ertragsmöglichkeiten. Überall wirkt auch der Verkehr an sich belebend. Die Verwendung der Kohle erst ermöglichte den großen Aufschwung der Kalkindustrie von Groß Strehlitz und Krappitz und der Zementindustrie von Oppeln, die zeitweilig den osteuropäischen Markt beherrschte. Oppeln genießt überdies als Hauptstadt Oberschlesiens erneut die Vorteile seiner schon von alters her wirksamen überaus günstigen Verkehrslage, in seiner äußeren Erscheinung wohl die freundlichste der größeren oberschlesischen Städte. Seine Bevölkerungsziffer bleibt allerdings weit

hinter derjenigen der eigentlichen Industriestädte zurück, ebenso die von Ratibor, dessen Bedeutung für den oberschlesischen Verkehr erst voll zur Geltung gelangen kann, wenn es dereinst der Hafen des Kohlenreviers der Zukunft sein wird. Ratibor vertritt neben Kreuzburg und kleineren Städten wie Kosel einen eigenen Typus der Industriestadt, der seine Bedeutung den Erzeugnissen und Bedürfnissen der ackerbautreibenden Umgebung verdankt. Auch das Gedeihen dieser landwirtschaftlichen Industrien beruht wesentlich auf der Verwertung der heimischen Kohlenschätze. Das gilt auch von Städten wie Neustadt und Leobschütz. Hier erlebte überdies die altheimische Textilindustrie in den letzten Jahrzehnten eine neue Blüte. Von ihnen trägt Neustadt mehr den Habitus der Industrie- und Arbeiterstadt, Leobschütz, in günstiger beanlagter Gegend, den der behäbigen Landstadt. Nur die Entwicklung der bedeutenderen Stadtsiedlungen in der Neuzeit konnte im Rahmen dieser flüchtigen Skizze gezeichnet werden. Anderen standen ähnliche bodenständige Kraftquellen nicht zu Gebote, sie haben im ganzen den ursprünglichen Charakter bewahrt. Nur wenige liegen ganz abseits vom Bahnverkehr. Alle aber spüren sie den starken Pulsschlag, der von den Herzkammern der Kohlenschächte ausgeht.

Deutscher Geist und deutsche Arbeit haben Oberschlesien zu dem gemacht, was es heut ist, und halten es fest in ihrem Bannkreis. Oberschlesien aber gibt reichlich zurück, was es empfing. Die Kohle, die der oberschlesische Bergmann in harter Arbeit dem Schoße der Erde entreißt, ist der Kraftquell der deutschen Arbeit, sie nährt die Flamme des deutschen Herdes. Immer enger und fester hat sich im Lauf von Jahrhunderten das Band geschlungen, das Oberschlesien mit Deutschland verbindet. Nach Deutschland hin geht der Zug seiner wirtschaftlichen Interessen wie der natürliche Zug der Verkehrswege, mit Deutschland verbindet es die Erinnerung einer reichen und großen Vergangenheit, die Gemeinschaft geistigen Lebens. Seine Blüte müßte verdorren, wenn politische Verblendung die Adern zerschnitte, durch die vom Herzen des Reiches aus das Lebensblut in seinen Körper quillt.

Von deutscher Kunst in Oberschlesien.

Von **Professor Dr. Paul Knötel.**

Wenn wir die Städte Neiße und Krakau durch eine gerade Linie miteinander verbinden, so liegt in der Mitte zwischen ihnen Gleiwitz, heut mit dem in seiner Nähe beginnenden Industriebezirk ein Punkt dichtester Anhäufung der Bevölkerung, während jene Städte mit ihrer landwirtschaftlichen Umgebung hinter dieser zurückbleiben. Einst und noch bis vor nicht allzulanger Zeit war es umgekehrt. Im Mittelalter bedeuteten Neiße und Krakau an der Peripherie des heutigen Oberschlesien als Sammelpunkte der deutschen Zuwanderer zugleich Kultur- und Kunstzentren. Nur noch ganz vereinzelt gehen einzelne Bauwerke und Kunstschöpfungen in und bei ihnen auf das frühgotische Zeitalter zurück; erst das 15. bis 16. Jahrhundert hat ihnen ihren Hauptstempel aufgedrückt. Es sei in Krakau nur auf die Marienkirche am Marktplatze, an die Tuchhalle und den von dem früheren Rathause allein erhaltenen Turm hingewiesen; ihnen entsprechen in Neiße die Jakobipfarrkirche, der Ratsturm und das ehemalige Wagehaus aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts. Wenn uns in der Erinnerung an die mittelalterliche Kunst Krakaus sofort die Namen der deutschen Meister Peter Vischer und des allerdings von den Polen für sich in Anspruch genommenen Veit Stoß vor das geistige Auge treten, so ist das der beste Beweis für den deutschen Charakter der damaligen polnischen Königsstadt. Dann allerdings ging die Entwicklung beider Städte auseinander. Neiße bleibt deutsch und zeigt das auch in den Schöpfungen der Renaissance und des Barockstiles, die neben der Gotik sein äußeres Wesen bestimmen. In Krakau dagegen zeitigt die bewußte Abwendung vom Deutschtum die Berufung italienischer Meister, wie es besonders die Sigismundkapelle im Dome beweist.

Zwischen beiden bedeutungsvollen Orten lag das menschenarme oberschlesische Waldland. Der Kulturzug des Deutschtums ging von West nach Ost. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn die deutschen Kunst- und Kultureinflüsse denselben Weg nahmen und Krakau auf Oberschlesien in dieser Beziehung keinen Einfluß ausübte, obwohl ja die Dekanate Beuthen und Pleß bis ins 19. Jahrhundert hinaus zum Bistum Krakau gehörten. Vielleicht deutet nur der Hauptaltar in der Schrotholz-

kirche zur hl. Hedwig in Pleß auf Krakauer Beziehungen hin, insofern hier aus der ehemaligen Predella die 14 Nothelfer angebracht sind, die sich sonst in der mittelalterlichen Kunst Schlesiens nicht finden, hier aber auf die in Krakau arbeitenden Nürnberger Meister hinweisen könnten. Denn vom Frankenlande (Vierzehnheiligen) aus war die Verehrung dieser Heiligen im 15. Jahrhunderte ausgegangen.

Vom Bistumslande aus, in dem der Urwaldgürtel der Preseka völlig gerodet wurde, drang ein Kulturstrom in das oberschlesische Waldgebiet, indem schon seit 1222 der dem Breslauer Bischofe gehörige Ujester Halt einen Stützpunkt darbot. Ein zweiter Strom kam von Mähren her über Leobschütz herein, das ebenfalls im 13. Jahrhundert als deutsche Stadt begründet worden war. Ein rächtiges Zeugnis deutscher Stadtkultur bietet die mächtige zweiürmige Pfarrkirche Mariä Geburt, die noch in jenem Jahrhundert entstanden war und neuerdings in mustergültiger Weise vergrößert worden ist.

Schon in das Waldgebiet jenseits der Oder führt uns der schlichte, aber ansprechende Bau der Zisterzienserklosterkirche von Rauden am Flüßchen Ruda, das ihm seinen Namen gab. Nach dem Vorbilde von Fontenay in Frankreich ist das Gotteshaus eine Basilika mit Kreuzschiffen und geradlinig geschlossenem Chore. Das deutsche Barock des 17. Jahrhunderts hat ihm dann eine in kleinen Verhältnissen immerhin wirkungsvolle Turmfassade vorgelegt und die Folgezeit auch das Innere umgewandelt. Für den Kenner aber tritt dennoch die feine Zisterziensergotik überzeugend zutage, vor allem in dem jetzt in der Turmhalle verborgenen Westportale mit seiner vierfachen Abtreppung und den verschiedenartig gebildeten Laubkapitellen. Ebenfalls noch dem 13. Jahrhundert gehört die Schloßkapelle zu Ratibor (Ostrog) an, die mit den älteren Teilen der Kreuzkirche in Breslau Verwandtschaft zeigt. Alles das sind über das Mittelmaß hinausgehende Schöpfungen, deren Vorhandensein von dem kulturellen Hochstreben der kaum erst eingewanderten Deutschen Zeugnis ablegen. Ihnen vermag das mittlere Oberschlesien gleichwertiges nicht an die Seite zu stellen. Immerhin darf die alte katholische Pfarrkirche in Gleiwitz, die um 1500 herum entstand, noch als eine ganz annehmbare Leistung angesprochen werden, der gegenüber die anderen massiven Gotteshäuser des Landes zurücktreten. Neben ihnen hat man bei der Armut der Bevölkerung und dem Holzreichtum des Landes

noch lange (bis ins 19. Jahrhundert hinein) auch bei den Kirchen am Schrotholzbau festgehalten. Über ihre malerische Wirkung im Landschafts- und Ortsbilde kann kein Zweifel bestehen. Ihr ursprünglich deutscher Charakter aber kann nicht geleugnet werden, wenn natürlich auch seit dem Rückgange des Deutschtums, der mit den Hussitenzeiten begann, in sehr vielen Fällen die Schöpfer slawischer Abstammung gewesen sein mögen. Für jenen spricht vor allem die ganze Schlichtheit der Anlagen, während in den rein slawischen Gebieten sich steigend osteuropäische Einflüsse in übertriebener Formgebung geltend machen. Vor allem aber muß darauf hingewiesen werden, daß die in ihnen allerdings nur noch in verhältnismäßig geringer Anzahl erhaltenen Gemälde und Skulpturen des scheidenden Mittelalters nur deutschen Meistern ihre Entstehung verdanken können. Das beweist schon der Umstand, daß selbst in Krakau sich auf diesem Gebiete nur deutsche Künstler betätigten. Die in Jeschona im Kreise Groß-Strehlitz neuerdings aufgedeckten Wandgemälde, die um die Wende des 14. Jahrhunderts anzusetzen sind, werden wohl auf Einflüsse des Zisterzienserstifts Himmelwitz zurückzuführen sein.

Endlich dürfen auch die noch verhältnismäßig recht zahlreichen Erzeugnisse der edlen Goldschmiedekunst nicht übergangen werden. Besonders reich an gotischen Kelchen u. a. sind die Kirchen von Ratibor und Sohrau. Das prächtigste Werk aber ist die große 5/4 m hohe Stehmonstranz von 1495 in der Ratiborer Pfarrkirche, die wohl einer Neißer Werkstatt entstammt.

Die schon erwähnte Zurückdrängung des Deutschtums im eigentlichen Oberschlesien machte sich natürlich auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst bemerkbar. Man braucht nur die herrlichen Renaissancewerke in Neiße, die Bürgerhäuser, die Grabmäler und Epitaphien, besonders die der in der Jakobipfarrkirche daselbst begrabenen Breslauer Bischöfe mit den bizarren Bildungen am Nord- und Südportale der alten Beuthener Pfarrkirche zu vergleichen, um diesen Unterschied so recht zu erkennen. Nur auf dem linken Oderufer stoßen wir in einzelnen Schloßbauten und Dorfkirchen auf bessere Leistungen, wie etwa in Hohndorf (Kreis Leobschütz) und Schedlau (Kreis Falkenberg). Hier hat sich in der jetzt katholischen Pfarrkirche im Grundriß und in der Ausstattung ein dem lutherischen Bekenntnis gewidmeter fesselnder Bau von 1616/17 erhalten.

Wie sich die Erwerbung Schlesiens durch den großen Friedrich

nach den Stürmen der schlesischen Kriege auf allen Gebieten, materiellen wie geistigen, als kulturfördernd erwiesen hat, so haben auch ganz neue Kunstzweige damals in Oberschlesien Eingang gefunden, wenn sie auch zunächst nur den Bestrebungen Friedrichs zur Einführung neuer Industriezweige ihr Entstehen verdanken. An erster Stelle steht die von der Regierung geförderte Begründung von Fayencefabriken in Proskau, Glinitz, Ratibor-Ostrog und endlich 1800 Tillowitz. Ihre Erzeugnisse zeigen den Stil- und Geschmackswandel von der Mitte des 18. Jahrhunderts zum Teil bis weit ins 19. Jahrhundert hinein, wo dann, wenn die Fabriken nicht ganz eingegangen waren, der Übergang zur reinen Gebrauchsware erfolgte. Nach langer Nichtachtung werden sie gegenwärtig in Sammlerkreisen wieder sehr geschätzt.

Im Jahre 1798 begann die Gleiwitzer Eisengießerei ihre Tätigkeit, um bis in den Biedermeier hinein durch ein Menschenalter hindurch unter der Oberleitung tüchtiger Meister die damals noch recht genügsame Bildungswelt mit ihren eisernen Schmucksachen, Bildtafeln und Figuren zu versorgen und zu erfreuen. Aus dieser Schule sind auch die beiden in Oberschlesien geborenen hervorragenden Bildhauer Kitz und Kalide hervorgegangen.

Die sich mit jedem Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts steigernde Industrialisierung Oberschlesiens war bei ihrer vorwiegend materiellen Richtung der Kunst in unserem Lande nicht günstig. Wie überall hörte außerdem auch bei uns ihre Bodenständigkeit auf, und erst die neueste Zeit hat eine entschiedene Wendung zum Bessern gebracht. Immerhin haben der Klassizismus sowie der auf seinen Schultern stehende Biedermeier noch manche recht annehmbare Bauten und Denkmäler in der entschieden preußisch gerichteten nüchternen, aber der Armut der Zeit entsprechenden Aufmachung hervorgebracht. Jedenfalls ist, was Oberschlesien an älteren und neueren Kunstwerken mannigfachster Art besitzt, deutschem Wesen entsprungen, und die dem Lande entstammenden Künstler der Gegenwart und der jüngeren Vergangenheit haben ihre Ausbildung in Deutschland erhalten. Das Polentum hat daran auch nicht den geringsten Anteil. Es erübrigt sich, daraus hier die Folgerungen zu ziehen. Für jeden, der uneingenommen von nationalpolnischer Einseitigkeit die Sache betrachtet, liegen sie klar zutage.

Geistiges Leben bei den Zisterziensermönchen im Kloster Rauden.

Von **Studienrat Dr. Klapper.**

Sancta Maria de Wladislavis — Kloster der Jungfrau Maria von den Wladislausmönchen — Kloster Rauden! Als im Jahre 1252 aus dem Zisterzienserkloster Andreow auf Verlangen des Herzogs Wladislaus von Oppeln deutsche Mönche in die oberschlesischen Wälder verpflanzt wurden und sich inmitten deutscher bäuerlicher Siedler das Kloster Rauden erhob, da begann für den gesamten weiten Umkreis des neuen Klosters die Morgenröte einer höheren geistigen Bildung. Unter Marias Schutz gestellt, sandten die Mönche ihre klangschönen deutschen Versgebete zum Himmel zu Ehren der Gottesmutter, wie sie uns eine der ältesten Klosterhandschriften aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts überliefert:

Maria, du bist alleine Mutter und Magd, die Reine! Hilf mir, daß ich beweine meine Sünde, groß und kleine. In mütterlicher Treue verleih mir rechte Reue. Deines lieben Kindes Blut mache mir mein Ende gut und helf' mir von der Hölle Gut.

Ich befehle mich, Gottesgebärerin, dir mit Seele und Leib und all meinem Sinn; ich bitte dich, Mutter der Barmherzigkeit, bewahre mich vor allem Leid. Und an meiner letzten Stund', wenn meine Seele fährt von meinem Mund, komm mir zu Hilfe, Königin, rette mich vor der Höllenpein und vor deines lieben Kindes Zorn, daß ich nicht ewig bleib verloren. Amen.

Das Tagewerk aber begann der deutsche Mönch mit dem Gebetsrufe:

Ich rufe heut von Herzen an das Blut und den hehren Leichnam, daß mir der gar schnelle Tod nimmer tue große Not und daß das hehre Himmelsbrot, das Gott seinen heiligen Jüngern bot, mir helfe, lieber Herre Gott, durch deinen unverdienten Tod.

So betete mit dem Mönche in seiner Muttersprache das deutsche Bauernvolk, das sich ringsherum niedergelassen hatte, und seine Scharen versammelten sich in der Klosterkirche, um teilzunehmen an dem eindrucksvollen Gottesdienste. Noch sind aus jener ersten Zeit als wertvolle Zeugnisse des Klosterfleißes ein Lektionar mit Erklärungen der sonntäglichen und festtäglichen Evangelienabschnitte und eine Bibel erhalten, deren Einband ein Meisterwerk der Buchtechnik ist. Beim Gottesdienst fand das Volk auch seine Belehrung in den Predigten, die in kraftvoller Eindringlichkeit und

Anschaulichkeit die kernige mitteldeutsche Art der Mönche offenbarten. In diesen Predigten wurde auch damals noch der Kampf geführt gegen festwurzelnde heidnisch-germanische Volksüberlieferungen im Bauernglauben, gegen den Glauben an gespenstische Waldweiber mit ihren Kindern, an Kobolde oder Stetewalde, denen im Hause Töpfe mit Opfergaben vergraben wurden, gegen den Glauben an die Himmelsgöttin Frau Holda, der noch in der Weihnachtszeit der Tisch zum Mahle gedeckt wurde, und gegen die Opfergaben, die dem teuflischen Nachtjäger und seinem Pferd und Habichte von heiratslustigen Mägden hingestellt wurden. Mit gleichem Nachdruck aber verurteilt die Predigt das glaubenslose Gebaren und die unchristliche Regierung der Fürsten. Sammlungen solcher Predigten und Gewissensunterweisungen aus der Feder eines Bruders Rudolf, eines Ludwig und Wilhelm sind noch in schönen Handschriften vorhanden. Sie sind Zeugen der Liebe zum einfachen Volke; „Gott ist der König aller Frauen, von der hochadligen Frau bis hinab zur niedrigsten Magd, die im Stalle die Kuh melkt", heißt es an einer Stelle; und anderwärts bricht wieder der kräftige Humor durch, so, wenn einmal am Sonntage nach Ostern die Betrachtung an das Sprichwort anknüpft: „Als Kind ein Engel, als Mann ein Esel." Die Predigt vermittelte auch zuerst die meisten jener rührenden Legenden und warnenden oder erbaulichen Erzählungen, die noch heute mit ihrer Wunderwelt die Phantasie des oberschlesischen Volkes beleben.

Die Mönche aber, bei denen der Bauer so seine Belehrung und Erhebung fand, rosteten selbst nicht in ihrer Weltabgeschiedenheit. Reiche Schätze wissenschaftlicher Werke strömten ihnen zu aus ihrer mitteldeutschen Heimat. Umfängliche lateinische Wörterbücher, Erklärungen der heiligen Schrift und des Kirchenrechts, die Werke der großen Kirchenlehrer, Gregors des Großen, des heiligen Bernhard und des heiligen Bonaventura, die Abhandlungen Alberts des Großen, Sammlungen erbaulicher Erzählungen, Musterpredigten, Formelbücher für Urkunden und Briefe, Darstellungen der Redekunst und manche anderen noch heute in den schönen Klosterhandschriften erhaltenen Werke geben Zeugnis von der geistigen Regsamkeit der grauen Mönche. Es liegt nahe, die dort geleistete geistige Arbeit mit der Tätigkeit jener Abteien zu vergleichen, die im nördlicheren Schlesien in dichteren deutschen Siedlungen blühten; Leubus, Grüssau, Camenz und Heinrichau waren ja, teilweise reicher ausgestattet, Pflegestätten der Zister-

zienserbildung geworden. Den Vergleich brauchen die unter wesentlich schwierigeren Verhältnissen wirkenden oberschlesischen Mönche nicht zu scheuen; in der Kunst des Buchschmucks nehmen sie sogar eine Eigenstellung ein; in der Auswahl der abgeschriebenen Werke offenbart sich der gleiche ernste Bildungsdrang im Verein mit der Neigung zu mystischer Vertiefung. Wenn uns Namen unter den theologischen Werken begegnen wie die Dominikaner Nicolaus de Gorham und Jacobus a Voragine, oder die Minoriten Bertrandus de Turre und Nicolaus de Lyra, wenn die Werke des Conradus Soltan, des Simon Fidati de Cassia, der Mammotrectus des Joannes Marchesini und das Malogranatum die Bücherei zierten, so zeigen diese Namen dem Forscher, daß sich die Zisterzienser auch nicht dem scholastischen Fortschritte verschlossen, den hauptsächlich die jüngeren Bettelmönche als Lehrmeister in den berühmten Bildungsstätten Italiens und Frankreichs, später auch in Deutschland, verkündeten.

Dann brach eine neue Zeit an. Die ersten Wellen des in Prag am glanzvollen Hofe Kaiser Karls IV. seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gepflegten Humanismus schlugen herüber nach Schlesien. Neue Legenden, neue lateinische und deutsche Gebete, neue kunstvolle Musterbriefsammlungen bereiteten in Gesinnung und Geschmack die Loslösung vom scholastischen Mittelalter vor. In Schlesien aber wurde wieder Kloster Rauden eine Stätte, an der diese über Olmütz kommende neue Bildung bereitwillig Aufnahme und Pflege fand. Nun las man hier jene mystikdurchglühten „Liebkosungen der Seele mit Gott", die Karls Kanzler, der spätere Bischof von Olmütz Johann von Neumarkt, dem Wunsche seines kaiserlichen Herrn folgend, mit meisterlicher Sprachgewalt ins Deutsche übertragen hatte, weil die lateinische Grundlage, die dem heiligen Augustin zugeschriebenen Soliloquien, Laienkreisen nicht zugänglich war. Und auch die von Johann für die Hofgesellschaft verfaßten neuen deutschen Gebete finden wir in Rauden wieder. Um das Jahr 1400 steht so Raudens geistiges Leben in voller Blüte; in lebendigem Zusammenhange mit Prag, Olmütz und Krakau, den Brennpunkten ostdeutscher Bildung im Ausgange des Mittelalters, ist das Zisterzienserkloster der Mittelpunkt aller geistigen Arbeit in Oberschlesien.

Noch ist Rauden mit seinen Mönchen und Bauern deutsch; deutsch klingen in den Handschriften aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die Eigennamen derer, mit denen das Kloster in

geistiger oder wirtschaftlicher Verbindung steht: Edlinger, Edler, Zeiskendorf, Wanzer, Serber, Petzelt, Knote, Glazer, Stark, Taschner, Strasberger, Lilienblatt, Pockler, Baumheuer, Preuß, Setter begegnen uns hier, und unter den Vornamen überwiegen die den Ostdeutschen so lieben Frauennamen Margarethe, Katharina, Dorothea, Magdalena, Agnes, Anna, Ursula, Elisabeth; neben ihnen die kräftigen Männernamen Peter, Michael, Christoph, Johann und Nikolaus.

Und doch finden wir gerade hier die ersten leisen Anzeichen des sich in Oberschlesien vorbereitenden geistigen Umschwunges; mitten unter diesen deutschen Namen treffen wir eine Maria Swentochna und einen Schneider Maczek mit seiner Gattin Henka, Beweise für einen jetzt einsetzenden geistigen Verkehr der Mönche mit polnischen Volksgenossen. Die Saat war seit anderthalb Jahrhunderten ausgestreut, die ersten Früchte reiften. Das polnische Volk hatte Zutrauen zu den Sendboten deutscher Bildung gefaß und war durch sie geistig emporgehoben worden. Bis um das Jahr 1500 spricht in den uns erhaltenen Handschriften nirgends ein Anzeichen dafür, daß unter den Mönchen selbst schon solche polnischer Herkunft in lehrenden Stellen wirkten; von da an aber stoßen wir am Rande einiger Handschriften auf spärliche polnische Wörter; das Kloster hat also jetzt auch polnischen Oberschlesiern seine Pforten zu gelehrter Bildung geöffnet. Nationale Abgeschlossenheit haben ja deutsche Zisterzienser nicht gekannt. So setzten jetzt in gemeinsamer Arbeit deutsche und polnische Brüder ihr friedliches Werk zum wirtschaftlichen Wohle und zum geistigen Segen des oberschlesischen Volkes fort.

Dann kam die Zeit, in der der einst so lebenskräftige Baum zu verdorren begann; religiöse, politische und wirtschaftliche Gründe führten zum Niedergange des Klosters. Seine Aufgabe als Vermittler religiöser und geistiger Bildung hatte es im wesentlichen erfüllt. Blühende Gemeinden, wie das deutsche Dorf Schönwald, hatten die Bildungsgüter übernommen und pflegten sie, ihrer Eigenart angepaßt, jetzt selbständig weiter. Die Säkularisation schloß 1810 die Klosterpforten; die Zisterzienserbauten fanden anderweitige Verwendung; die letzten Mönche starben. Aber als Zeugen einstiger Kulturblüte haben sich die schönen, inhaltsreichen Handschriften des Mittelalters und eine vielseitige Bücherei von etwa 12000 Bänden bis in unsere Tage erhalten. Schönere Zeugen jedoch für Raudens Kultur als diese leblosen Schätze sind die das

Klöster umschließenden Gemeinden, die lebendigen Träger des einst durch deutsche Mönche vermittelten Bildungsgutes.

Sollte der Oberschlesier vergessen können, daß er das, was er heute geistig ist, dem deutschen Mutterlande dankt?

Oberschlesische Stadtgeschichten.

Von **Dr. Randt**, Assistent am Staatsarchiv in Breslau.

Oberschlesien, das Gebiet an des Reiches Südostecke, war einst ein armes Land, ehe der ungeheure Aufschwung seiner Industrie und seines Bergbaues im letzten Jahrhundert die Augen aller Welt auf seine kostbaren Schätze lenkte.

Jahrhundertelang hatten hier deutsche Bürger und Bauern in der Stille gewirkt, jene Stätten, die nach der Abwanderung der germanischen Vandalen von einer slawischen Welle überflutet waren, der deutschen Kultur zu gewinnen. Städte und Dörfer, die Klöster der Bettelmönche, der Franziskaner, Dominikaner und Augustiner, und die Niederlassungen der fleißigen Zisterzienser, die seit dem 13. Jahrhundert überall in Oberschlesien erstanden, erzählen uns von deutscher Regsamkeit, deutschem Fleiß und deutschem Geist.

Die preußische Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich den Großen eröffnete dann dem Land eine neue Welt, die Welt der Arbeit, eines emsigen Schaffens, das nicht mehr nur dem eigenen Bedarf, sondern dem nationalen Wohlstand dienen sollte. Durch den direkten Zusammenhang mit dem lebenskräftigsten deutschen Staatskörper wurde Oberschlesien in immer reicherem Maße der Segen deutscher Wohlfahrtseinrichtungen zuteil. Bergbau und Hüttenwesen lebten von neuem wieder auf, um eine ungeahnte Entwickelung zu nehmen. Deutsche private Industrietätigkeit half an dem großen Werke, das den Namen Oberschlesiens in die Welt tragen sollte.

Aber die geschichtliche Vergangenheit fand nur spärliche Ergründung. Die lokale Geschichtsforschung, die die Brücke zur Vergangenheit bauen muß, hatte hier nicht gleichen Schritt gehalten mit dem gedeihlichen Fortschreiten der Gegenwart. Was deutsche Verwaltungstätigkeit geleistet, was deutscher Unter-

nehmungssinn und deutsche Intelligenz schon seit Jahrhunderten geschaffen, blieb in Dunkel gehüllt. Es fehlte allenthalben an geschichtlichen Darstellungen, die zur Belebung des Gemeinsinnes und zur Hebung des Bürgerbewußtseins hätten beitragen können.

Da ist es das Verdienst des Oppelner Regierungspräsidenten, Dr. Georg von Viebahn[1]), daß er um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts in Anlehnung an eine allgemeine Verfügung des Ministers des Innern (vom 17. 2. 1859) über die sichere Aufbewahrung von Urkunden und Aktenstücken durch die städtischen Behörden den oberschlesischen Magistraten darüber hinaus es als dringend wünschenswert hinstellte, daß für jede Stadt nach einem gegebenen Schema eine Lokalchronik geführt, und die Topographie und Geschichte der einzelnen Ortschaften durch zuverlässige Bearbeitungen auch weiteren Kreisen durch den Druck zugänglich gemacht werden sollte.

In unermüdlichem Eifer trieb er durch persönliche Ermunterung und wiederholte Zuschriften die einzelnen Bürgermeister zur Ausführung des Planes an; er stellte es als eine Ehrensache für jede Stadt hin, daß dieselbe ein derartiges Geschichtswerk und eine Topographie besitze. Sofern unter den Mitgliedern des Magistrats selbst oder den Stadtverordneten sich niemand finden sollte, der zur Ausarbeitung eines solchen Werkes bereit sei, müsse darauf hingewirkt werden, daß eine andere geeignete Persönlichkeit, etwa ein Geistlicher oder Lehrer, sich dieser Arbeit unterziehe.

In rascher Aufeinanderfolge erschien auf diese Anregung hin

---

[1]) Georg Wilhelm Johann von Viebahn, Dr. iur. et phil., geb. 1802 in Soest, besuchte das dortige Gymnasium, studierte in Heidelberg und Berlin, promovierte 1826 in Jena; 1827 Referendar in Arnsberg, 1830 Assessor in Minden, dann in Posen, 1832 Regierungsrat in Düsseldorf, dann Oberregierungsrat in Arnsberg, 1842 Geh. Finanzrat, 1844 Staatskommissar bei der großen Ausstellung; 1849/50 Abgeordneter für Bielefeld, 1851 Vorstand der Berichterstattungs-Kommission der Londoner Ausstellung; bei der Ausstellung 1854 in München, 1855 in Paris; 1858 Regierungspräsident in Oppeln. Gestorben am 28. August 1871 als Regierungspräsident in Oppeln.

Die Zeitschrift „Im neuen Reich" (1871 Nr. 38) sagt über ihn: „Durchweg klassisch gebildet und enthusiastischer Freund und Gönner klassischer Bildung, stand er den Bestrebungen der Kommunen Oberschlesiens zur Gründung höherer Schulen durch seine Autorität und mit Rat und Tat förderlich zur Seite; die erfreulichen Resultate sind in erster Reihe eine Frucht verständig strebsamen Bürgersinns, ihr Zustandekommen und Gedeihen aber seiner Teilnahme und Unterstützung zu verdanken. Ein echter und rechter Volkswirt und Volkswohltäter, wirkte er unermüdlich für Volksbildung und Erziehung. . . ."

eine erhebliche Anzahl oberschlesischer Stadtgeschichten, die freilich nicht immer ausgebildete Gelehrte, denen die für solche Arbeiten unerläßliche Kenntnis der böhmischen und polnischen Sprache zu Gebote gestanden hätte, zu Verfassern hatten. Indessen, so hastig zusammengerafft manche dieser Arbeiten auch erscheinen mögen, der vaterländische Eifer, der sie hervorrief, ist um so dankenswerter, als in der Mehrzahl der Fälle solche Darstellungen damals überhaupt fehlten.

Die Stadtgeschichten von Beuthen, Cosel, Grottkau, Kreuzburg, Loslau, Myslowitz, Neustadt, Oberglogau, Oppeln, Ratibor, Rybnik usw. verdanken jener Anregung von Viebahns ihre Entstehung. So sehr wurde das Staatsarchiv in Breslau damals mit Anträgen zur Erforschung der Stadtgeschichten überschüttet, daß es sich außerstande sah, allen Anträgen gerecht zu werden, zumal ein großer Teil der Bearbeiter das Material für seine Forschungen nicht persönlich im Archivgebäude selbst zusammenstellen konnte. Manche derartige Arbeiten mußten daher liegen bleiben, bis eine spätere Zeit sie wieder aufnahm.

Die Verdienste der einzelnen Verfasser zu würdigen, würde in diesem Rahmen zu weit führen. Mit an hervorragendster Stelle in der oberschlesischen Historiographie — um von den vielen Namen nur einen zu nennen — stand der Geistliche Rat und Pfarrer zu Tworkau, Dr. Weltzel, der darum genannt zu werden verdient, weil er mit mustergültigem Eifer und seltener Ausdauer eine erstaunliche Stoffülle zur Geschichte Oberschlesiens zusammentrug, die nach und nach — neben vielen anderen wertvollen Schriften — die Stadtgeschichten von Ratibor, Cosel, Neustadt, Guttentag und Sohrau von seiner Hand entstehen ließ.

Was damals begonnen wurde, hat die Folgezeit in breiterem Rahmen rührig fortgesetzt. Bei manchem älteren Werk hat sich durch gründliche neuere Studien ergeben, daß es dem Stande neuerer Geschichtsforschung nicht mehr entspricht und besonders für die älteren Zeiten mit Vorsicht benutzt werden muß. Alles in allem aber ist es eine erfreuliche Zusammenstellung, die Dr. Paul Knötel in seiner im Jahre 1906 für weitere Kreise erschienenen Geschichte Oberschlesiens von den Büchern zur Geschichte und Landeskunde Oberschlesiens geben kann.

Es sind Zeugnisse von deutschem Geist, deutschem Fleiß und deutscher Arbeit, die seit Jahrhunderten das oberschlesische Leben befruchtet haben und befruchten.

Kunstwerke oberschlesischen Ursprungs in Wartha.

Von **Pfarrer Paul Bretschneider** (Wartha).

In seinem leider zu wenig gekannten Buche „Kunst und Heimat. Ein Wegweiser zur Kunst" (Mit 83 Bildern. Kattowitz 1910, VIII u. 218 S.) hat Paul Knötel am Beispiele Oberschlesiens, dessen Heimatkunst die ganze zweite Hälfte seiner Ausführungen gewidmet ist, nachgewiesen, wie viel Beachtliches und teilweise Hocherfreuliches an alter Kunst in diesem Lande angetroffen wird, das als ein kunstarmes verschrien ist, am meisten bei denen, die es nur oberflächlich kennen. Wie viel mehr und wie viel Besseres hätte Knötel seinen Lesern zeigen können, wenn nicht unser schlesisches Kunstdenkmäler-Verzeichnis so große Lücken und Ungenauigkeiten aufwiese, und wenn die Forschung vor und nach Erscheinen dieses Inventarwerkes gerade an die Altkunst Oberschlesiens besser herangekommen wäre, was leider aus verschiedenen, hier nicht zu erörternden Ursachen nicht der Fall gewesen ist. So hatte z. B. eine weitere Öffentlichkeit gar keine Kunde von verschiedenen guten Stücken oberschlesischen Ursprungs, die sich im Besitze der Pfarrkirche Wartha befinden, bis die Breslauer Oktoberschau 1919 „Arbeit und Kultur in Oberschlesien" Gelegenheit bot, sie zum ersten Male zu zeigen. Der gedruckte Führer konnte die Stücke nur oberflächlich erwähnen; eine genauere wissenschaftliche Ausbeutung durch eine Veröffentlichung ist in Anbetracht der Zeitverhältnisse leider wohl kaum zu erwarten. So möge an dieser Stelle Erwähnung finden, was von Kunstwerken oberschlesischen Ursprungs allein in Wartha existiert.

Wer Wartha kennt — und das dürften so ungefähr drei Viertel aller Schlesier sein — dem ist vor allem die den Ort beherrschende und den Übergang von Schlesien zur Grafschaft Glatz krönende Pfarr- und Wallfahrtskirche in guter Erinnerung. Trotz ihrer in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts erfolgten, nicht eben künstlerisch glücklich zu nennenden Ausmalung, trotz der nach dem Brande von 1711 ihr gegebenen Notdächer macht sie auf jeden mit Schönheitssinn begabten Beschauer einen gewaltigen Eindruck und rechtfertigt die begeisterte und ausführliche Beschreibung, die Bernhard Patzak ihr im 50. Bande

der Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens gewidmet hat. Die Kirche ist das Werk eines Oberschlesiers, wenn auch nicht seinem Ursprunge, so doch seiner Wahl und Haupttätigkeit nach. Michael Klein, aus Güns bei Ödenburg in Ungarn stammend, machte sich als Maurermeister in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts in Neiße ansässig, ward dort 1697 Stadtbaumeister und verstarb daselbst 1725. Wir verdanken ihm neben anderen monumentalen Barockbauten auch die Jesuitenkirche in Neiße, die heute noch durch die große Ähnlichkeit ihrer Fassade mit jener der Warthaer Kirche sich als das Werk desselben Meisters schon äußerlich bemerkbar macht, abgesehen davon, daß die Neißer Kirche ihre auch schon einmal eingebüßten durchbrochenen Turmspitzen wiedererhalten hat, was bei der Warthaer infolge des Krieges aus dem Bereiche der Möglichkeit in den des frommen Wunsches entrückt worden ist.

Bei dem im Jahre 1704 vollendeten Warthaer Kirchenbau waren neben Klein auch andere Neißer Handwerker beschäftigt.

Von den Ausstattungsstücken der Kirche haben wir besonders gute oberschlesische Arbeiten auf dem Gebiete der Goldschmiedekunst. Die älteste davon ist eine Schüssel mit Meßkännchen, Silber mit wenig Vergoldung. Auf der Oberseite der Schüssel sind die Monogramme Jesu und Mariä, auf der Unterseite die Wappen der Stifter graviert, eines Joachim Beß, Freiherrn von Wirchles und Rosenberg und seiner Ehefrau Susanna Katharina, geborenen von Adelsbach. Zwischen beiden Wappen steht die Jahreszahl 1626, doch erhielt die Wallfahrtskirche Schüssel und Kännchen erst drei Jahre später für erlangte Gesundheit des Freiherrn. Die mit graviertem Ornament verzierten Kännchen zeigten einst auch auf den Innenseiten ihrer Deckel zwei aufgelötete Ahnenwappen, von denen eins verloren gegangen ist. Durch Meister- und Beschauzeichen sind Schüssel und Kännchen als Arbeit des Neißer Goldschmiedes Balthasar Ruprich erwiesen. In den noch schlichten Formen des frühen Barock machen sie einen durchaus wohltuenden Eindruck und geben Zeugnis von der erstaunlichen Sicherheit, mit der in jenen Zeiten selbst Meister mittleren Rufes ihre Aufgaben wahrhaft künstlerisch lösten.

Auf die Höhe des Spätbarocks führt uns ein Kelch des Meisters Martin Vogelhund (1699—1741), des besten und meistbeschäftigten Neißer Goldschmiedes seiner Zeit. Vogelhund war gleich seinem berühmten Vorgänger Markus Tausendschön aus

Dillingen bei Augsburg in Neiße eingewandert. Das Glanzvollste seiner Kunst waren gerade seine Kelche. Der Warthaer erhebt sich auf unregelmäßig sechspassigem Fuße, der mit kleinen Muscheln in den Winkeln und mit getriebenen reizenden Engelsköpfchen zwischen Blumen- und Rankenwerk verziert ist. Der Kuppabelag zeigt wiederum Engelsköpfchen zwischen Rosen und Ranken in getriebener und durchbrochener Arbeit.

Nicht so berühmt als Vogelhund, aber immerhin ein Meister von beträchtlichem künstlerischen Können ist sein Neißer Zeit- und Berufsgenosse Johann Franz Hartmann. Von ihm besitzt Wartha eine silberne Ewiglicht-Ampel, die nicht allein durch ihre schönen Formen, sondern auch durch ihre beträchtliche Größe imponiert. Sie wiegt 7,1 kg. Ihre drei Ketten hängen an vollrunden Engelsköpfchen, die auf Henkeln im Ohrmuschelstil aufsitzen. Eine um den oberen Rand der Ampel laufende, mit Punzen eingeschlagene Inschrift bezeugt, daß Sibylla Lucia Elisabeth, geborene Sutorius, Witwe des bischöflichen Hofregistrators Heinrich Wickermann, im Jahre 1728 das kostbare Stück gestiftet hat. Die drei Namenspatroninnen der Stifterin sind graviert auf drei Kartuschen mit Ohrmuschelrahmen, die an der größeren der beiden Bauchungen der Lampe befestigt sind.

Aus Oberglogau stammen zwei Stück große silberne Votivtafeln mit ornamentaler getriebener Umrahmung. Auf einer Tafel betet ein Herr, auf der anderen eine Dame, die ein Wickelkind bei sich hat, vor dem Warthaer Gnadenbild. Die Geber der Tafeln, deren eine die Jahreszahl 1777 enthält, sind nicht bekannt, ihr Meister ist Johann George Pfister. Die getriebenen figürlichen Darstellungen lassen manches zu wünschen übrig, während in der Umrahmung noch Schwung ist.

Ein Rokokokelch von Silber, ganz vergoldet, kann nur als oberschlesische Arbeit vermutet werden. Er trägt das Beschauzeichen ⚒ und darüber das Feingehaltszeichen 13. Die Meisterinitialen sind AB. Der Kelchfuß ist aus dem Dreieck konstruiert und mit getriebenen Darstellungen des Warthaer Gnadenbildes, der hl. Polyxena und eines mir unbekannten Wappens geziert. (Gespalten, vorn am Spalt drei Eicheln übereinander, hinten sechsmal schräglinks geteilt; gekrönter Helm mit drei Straußenfedern. — Dies in der Hoffnung hier erwähnt, daß jemand Auskunft bieten kann.) Zum Wappen die gravierte Beischrift M. P[olyxena?] N. V[on] N. Der Kuppabelag hat die getriebenen

Darstellungen der Heiligen Joseph, Johannes Evangelist und Johannes von Nepomuk.

Ein besonders schönes Stück des Warthaer Kirchenschatzes ist zwar seinem Künstler nach unbekannt, doch steht der Geber inschriftlich fest. Ratsherr Johann Christoph Lang von Neustadt O.S. stiftete im Jahre 1731 der Kirche zu Wartha ein Standkreuz von schwarzem Holz auf 30 cm hohem Barocksockel, der mit feinem Silberrankenwerk beschlagen ist. Auch die Kleeblatt-Enden des Kreuzes sind mit Silberranken geziert. Der Christuskörper von Elfenbein (31 cm) erfreut durch sorgfältige anatomische Wiedergabe. Die feinen Adern und Falten, Zunge und Zähne, Augenwimpern und Augenbrauen sind aufs einläßlichste geschnitzt, ohne daß uns neuzeitlichen Menschen, die wir an die stärksten Zusammenfassungen von Formen gewöhnt sind, darüber etwa der Eindruck eines Kunstwerkes verloren ginge. Im Gegenteil, wir glauben bei Beschauung dieses Christus zu erkennen, wie hier in rührender Weise bei dem unbekannten Meister künstlerische und religiöse Versenkung sich die Hand gereicht haben.

Die kleineren Werke oberschlesischen Ursprungs, deren es noch eine Anzahl in Wartha gibt, will ich hier nicht weiter einzeln erwähnen, ebensowenig wie die vielen und teilweise nicht unbedeutenden Votivzuwendungen von künstlerischem Wert, die nach Ausweis der Archivalien auch aus Oberschlesien dem Warthaer Gotteshause zukamen, aber im Laufe der Zeiten verloren gegangen sind. Es kam mir darauf an, bei Beschränkung auf einen einzigen Ort, (der allerdings seine ausgeprägte Eigenart hat), zu zeigen, wieviel noch hier und da altes wertvolles Gut ein unbekanntes Dasein führt, und nächstdem, wie sehr Oberschlesien, und zwar vorwiegend durch eingeborene oder eingewanderte deutsche Künstler und Kunsthandwerker, bei seinem Ringen um die kulturelle Ebenbürtigkeit mit anderen hochkultivierten Ländern gestützt und gefördert worden ist.

In Eichendorffs Heimat.

Von **Prof. Alfons Nowack,**
Direktor des fürstbischöflichen Diözesanarchivs.

Wer mit der Eisenbahn von Kandrzin nach Ratibor fährt, erblickt in der Nähe von Nendza rechts über der Oder einen langgestreckten Höhenzug, den die Kirchtürme von Mistitz, Slawikau und Lubowitz krönen. Unterhalb des letzteren schaut aus den Laubkronen eines schattigen Parkes der weiße Turm des Schlosses Lubowitz ins Tal hinaus und entbietet dem Reisenden einen Gruß von einer der ehrwürdigsten Stätten des deutschen Vaterlandes. Dort ist die Heimat des großen Romantikers und berühmten Oberschlesiers Joseph Freiherrn von Eichendorff, der sich in das Herz des deutschen Volkes hineingesungen hat wie nur wenige Dichter, dessen Lieder im deutschen Hochgebirge und am Ostseestrande, am grünen Rhein und in Oberschlesiens Wäldern tönen.

Die landschaftliche Umgebung des Dörfleins Lubowitz, das urkundlich zum erstenmal 1447 in der Rechnung des Peterspfennigs Erwähnung findet, ist würdig des gefeierten Romantikers. Die steilen Höhen mit den prächtigen Blicken auf die grünen Wiesen und Felder im Tale und den blitzenden Spiegel der jungen Oder, auf die dunklen ungeheuren Wälder bei Rauden und auf die von blauem Duft umflossenen Berge der Beskiden, der im kühlen Grunde rauschende Wald und die in das Laub der Bäume vergrabene Wassermühle haben schon auf den feinsinnigen Knaben einen tiefen Eindruck gemacht und ihn zum Romantiker erzogen. Noch in spätem Alter waren die eigenartigen Reize der oberschlesischen Heimat ein bevorzugter Gegenstand seiner Erinnerungen. Ganz besonders konzentrierte sich die Liebe und Sehnsucht Eichendorffs aber auf das „stille, hohe Haus" unfern der alten Schrotholzkirche, in dem er am 10. März 1788 als zweiter Sohn des Freiherrn Adolf von Eichendorff und seiner geistvollen und schönen Gemahlin Karolina, geb. Freiin von Kloch, das Licht der Welt erblickt und seine so überaus sonnige Jugend verlebt hat. Im wesentlichen ist das um 1785 erbaute Geburtshaus Eichendorffs heut noch erhalten, denn bei dem in den sechziger Jahren vom Herzog Viktor von Ratibor unternommenen Umbau wurde nur

statt des hohen doppelten Daches ein neues kleineres Stockwerk aufgesetzt und ein flacher Turm angebaut. Fast unverändert steht noch der hohe, gewölbte und mit einem Balkon für die Musikanten versehene Eichendorffsche Tanzsaal da, in dem die über die Maßen gastfreie Schloßherrschaft am fin du siècle großartige Festlichkeiten und Bälle veranstaltete, bevor die französische Revolution ihre Tour begann. Im ersten Jahre nach dem Bau des Schlosses fanden sich am Namenstage der jungen Schloßherrin mehr als hundert geladene und ungeladene Gratulanten in Lubowitz ein, um auf Regimentsunkosten zu schmausen. Viele mußten wieder wegfahren, weil sie keinen Platz mehr fanden.

Hinter dem Schlosse breitet sich auf die Oder zu der Schloßgarten aus, der sich dank der Pietät des gegenwärtigen Besitzers, des herzoglichen Hauses Ratibor, seit der Eichendorffschen Zeit, die mit der Subhastation im Jahre 1823 ihr Ende erreichte, nicht sehr geändert hat. Unter den Baumriesen, die den schönen Reif einer grünen Wiesenfläche bilden, fesseln zwei uralte Linden unsere Aufmerksamkeit, die uns viel erzählen könnten von den Vorbesitzern der Lubowitzer Herrschaft, den Lichnowskys (1646—1723), Haraſſowskis (1723—1756), Gusnars (1756—1765), den Klochs (1765—1785) und dem Knaben Eichendorff, der in ihrem Schatten gespielt hat. An die Rokokozeit erinnert noch ein teilweise oben geschlossener Buchheckengang, der sich vom Schlosse bis zu einem Abhange auf die Oder zu hinzieht. Der schönste Punkt des Lubowitzer Schloßgartens, über dem durch die Erinnerungen an Eichendorff eine gewisse Weihe ausgebreitet liegt, ist aber die nach dem Odertal ziemlich steil abfallende Terrasse mit ihren reizenden Blicken auf die grüne Oderebene in der Tiefe und die jenseits ansteigenden Höhen. Unwillkürlich legt sich hier dem Besucher der Eichendorffsche Vers „O Täler weit, o Höhen, o schöner grüner Wald" auf die Zunge, und in der Tat ist in dem waldartigen Anhängsel am Fuße dieser Höhe, in dem sogenannten Hasengarten, das „stille, kühle Plätzchen" zu suchen, wo uns 1810 dieses herrliche Lied, das von Eichendorff die Überschrift „Abschied. Im Walde bei Lubowitz" erhielt, geschenkt wurde. Ebendort ist wohl auch das stimmungsvolle „Wer hat dich, du schöner Wald" im Jahre 1810 entstanden, während eine alte örtliche Überlieferung die Eichendorffsche Liederperle „In einem kühlen Grunde" mit der romantischen Wygonmühle im nahen Brzesnitz in Verbindung bringt.

Die lindenumrauschte, wohl dem 17. Jahrhundert entstammende Schrotholzkirche ad S. Mariam, in der die Eichendorffsche Familie dem Gottesdienste beiwohnte, ist nach der 1907 erfolgten Fertigstellung der neuen gotischen Pfarrkirche leider ganz abgetragen worden. In den Grüften unter den Kapellen des ehemaligen Querschiffs ruhen die Eltern des Dichters, rechts vom Eingange der Vater, links die Mutter. Auf dem ehemaligen Kirchplatz ist heut ein Grabstein, der das Hinscheiden zweier Geschwister Eichendorffs, August Adolf (geb. 1793, † 1797) und Henriette Sophie (geb. 1791, † 1797) kündet, das einzige Zeichen der Erinnerung an die Familie Eichendorff. Lange vor dem Abbruch der Kirche ist die alte, neben dem Friedhof befindliche Kaplanei, in der Joseph von Eichendorff und sein älterer Bruder Wilhelm in der Gesellschaft des originellen Kaplans Paul Ciupke viel angenehme Stunden verlebten, dem Zahn der Zeit zum Opfer gefallen. Den ausgedehnten slawischen Ringwall an dem Wege nach Ratibor hat Eichendorff 1808 in seinem Gedichte „Auf dem Schwedenberge bei Lubowitz" dichterisch verklärt und verewigt.

Eichendorff gab 1822 seiner Mutter, die am 15. April ihrem Gatten im Tode gefolgt war, das letzte Geleit und machte nur noch einmal – vor 1832 — dem väterlichen Schlosse, das 1823 infolge des finanziellen Zusammenbruchs der Familie unter den Hammer gekommen war, einen Besuch, der ihn aber zu keiner Wiederholung reizte. Am 28. September 1853 hatte er die Freude, gelegentlich der Rückreise aus Sedlnitz im Kuhländchen nach Berlin auf dem Ratiborer Bahnhof seinen alten Freund, den Zeichenlehrer Schäffer am dortigen Gymnasium, begrüßen zu können. Mit eigenen Gefühlen mag Eichendorff bei der Weiterfahrt hinübergeschaut haben nach der waldumrauschten Höhe von Lubowitz, wo den greisen Dichter das Heimatsschloß mit seinen seligen Kindheitserinnerungen grüßte, das wie Schloß Tost fortlebte „in seinen Träumen und Liedern".

Ein Prophet in Wort und Werk auf dem Breslauer Bischofsstuhle.

(Fürstbischof Diepenbrocks Verdienste um Oberschlesien.)

Von **Dr. theol. Karl Kastner** in Breslau.

Genau vor 100 Jahren erging der Ruf des Herrn an einen talentvollen jungen Mann aus dem Münsterlande, der sich (1820) nach unstetem Suchen und Sehnen endlich entschloß, mit ganzer Seele Priester zu werden. War er doch schon unter einem vielverheißenden Zeichen, dem Weihnachtsstern von Bethlehem selber, am Dreikönigsfeste (1798) geboren worden, weshalb er in der Taufe auch den Namen Melchior (d. i. König des Lichtes) erhielt, und hatte ihm doch eine gottbegnadete Seherin, die Augustinernonne Katharina Emmerich wie von ungefähr geweissagt (1819), Gott habe ihn zu einem auserlesenen Werkzeug in seiner Kirche ausersehen. Ein Licht auf hohem Leuchter, ein neutestamentlicher Prophet in Wort und Werk sollte aus dem Sorgenkind der Eltern, aus dem wilden, unbändigen Knaben und unentschlossenen Jüngling werden. Für diese hohe Sendung braucht er wie alle Gottesmänner Stunden der Stille, Jahre der Geistessammlung. Er findet sie im Umgange mit dem milden, abgeklärten apostolischen Manne Michael Sailer in Regensburg. Von seiner Hand geführt, schöpft er mit Freuden Wasser aus den Quellen des Heilandes und aus allen Jungbrunnen heiligen Denkens und Dichtens. Einen „Geistlichen Blumenstrauß", den er in den wonnigen Gärten gottseliger Dichter gepflückt, sendet er als taufrische Morgengabe in die Welt.

25 Jahre sind verflossen. Da ergeht aufs neue der Ruf des Herrn an den bescheidenen, weltabgewandten Priester und Domherrn in Regensburg, und wieder folgt er der Stimme Gottes, die ihn diesmal zum Apostelamt selbst beruft. Es war eine ernste, schwüle, gewitterschwangere Zeit, als der bisherige Regensburger Domdechant Melchior von Diepenbrock auf ausdrücklichen Wunsch des Heiligen Vaters seine Schritte nach der altehrwürdigen Kathedrale zum hl. Johannes dem Täufer in Breslau lenkte, um sich Klerus und Volk als der neue Fürstbischof vorzustellen (1845 bis 1853). Schon stiegen langsam am Horizonte dunkle Wolken, die untrüglichen Zeichen kommender Revolutionsstürme, herauf.

Sehnsüchtig schaute die Breslauer Diözese nach dem Gesalbten des Herrn als dem kommenden Retter aus. Totenstille herrschte in den altehrwürdigen Hallen der Kathedrale unter der andächtigen Volksmenge, als er nach den Empfangsfeierlichkeiten an die Stufen des Presbyteriums trat und anhob:

„So setze ich denn nun meinen Hirtenstab auf den ewigen Urfelsen, der da ist Christus, und schlage flehend wie Moses an den Felsen" — hierbei stieß er mit dem Hirtenstabe auf die Marmorfliesen, daß ein heiliger Schauer durch die Menge ging — „auf daß ein Quell des lebendigen Wassers sich aus ihm ergieße erquickend und befruchtend über die meiner Obhut anvertrauten Christen, ich stütze meinen Stab auf den von Christus gelegten Grundfelsen der Kirche, der nicht weicht und nicht wankt, wie sehr auch Stürme und Wetter toben; und ich gelobe zu Gott: ich will ein treuer und gewissenhafter katholischer Bischof dieser Kirche sein."

Im Sturme hatte er sich durch dieses Hirtenwort die Herzen seiner Diözesanen erobert vom Ostseestrand bis zum Karpathenland. Ein so gottbegnadeter apostolischer Mann hat auch noch unserer wilderregten Zeit, namentlich in Oberschlesiens Schicksalsstunde, etwas zu sagen. Nehmen wir seine Pastoralschreiben zur Hand, so scheinen uns manche Stellen erst gestern geschrieben zu sein, so zeitgemäß muten sie uns an. Beginnen wir mit einer von ihm verfaßten Kundgebung des österreichischen Episkopats nach dem Revolutionsjahre, am 17. Juni 1849. Dort schreibt er u. a.:

„Geliebte! Es sind verhängnisvolle Zeiten über die Welt hereingebrochen, und dunkler und schreckensvoller als je gestalten sich die Schicksale der Zukunft. Ein neues Siegel scheint gelöst am Buche der Weltgeschicke, eine neue Zornschale Gottes ausgegossen über die Erde. Wohin immer der Blick sich wendet, trifft er auf Bilder des Unheils und Verderbens. ...

Es genügt, das eingestandene Endziel der falschen Propheten unserer Tage in seiner gottlosen Nacktheit hinzustellen, damit jedes unverdorbene Gemüt sich mit Ekel und Grauen davon abwende. Aber nicht überall tritt die Verführung so offen mit ihrer Lehre hervor; sie versteckt sich täuschend hinter scheinbar edel-menschlichen Strebungen; weckt Klänge, die in jeder menschlichen Brust widertönen. ...

Ein solcher berauschender Lockruf ist der der Nationalität! ... Wohl steht auch der Christ seiner Familie näher als der Gemeinde, seinem Volke und seinem Lande näher als der ganzen Menschheit. ... Aber die Liebe wird schnöde Selbstsucht, wenn sie, anstatt aus sich herauszugehen, sich in sich selbst vertiefend, alles nur auf sich selbst zurückbezieht. Alsdann entzündet sich der Haß zwischen Individuen, wie zwischen Familien, Gemeinden, Stämmen und Völkern, und jedes höhere Band wird frevelnd zerrissen. So wird durch die gottlose Verführung unserer Tage ... die gesunde Liebe der Völker zu ihrer Geschichte, ihrer Sprache und angestammten Sitte künstlich aufgestachelt zu

einem krankhaften Sieberwahnsinne, welcher, in jedem andersredenden Nachbar einen Todfeind erblickend, das eigne Haus in Flammen setzt, um das des Nachbars zu vernichten. Das ist wahrlich nicht ein Fortschritt der Entwicklung, wie sie's nennen; es ist ein beweinenswerter Rückschritt von der echten, edlen Gesittung des Christentums zu der finstern Barbarei des Heidentums; die Nationalität wird zum goldenen Kalbe, und ihr Götzendienst in der Glut der entfesselten Leidenschaften nur zu oft ein wildtierischer Rassenkampf, eine Schande der Menschheit, ein Greuel vor Gott!" ...

Diepenbrock war aber nicht nur ein Prophet des Wortes, sondern auch der Tat. In wahrhaft väterlicher Liebe schlug sein Herz für das schwer heimgesuchte Oberschlesien. Sein Regierungsantritt fiel in die Zeit, in der die arbeitende Bevölkerung Oberschlesiens von der gräßlichen, Leib und Seele zerrüttenden Pest des Branntweingenusses befallen war. Die drückende Lage des armen Volkes, der lange, harte Winter und die Profitgier der Branntweinkapitalisten trugen die Hauptschuld an der unheimlichen Seuche. Schon war aus den Reihen des oberschlesischen Klerus selbst der Retter erstanden in der Person des kindlichfrommen Pfarrers von Deutsch-Piekar J. Alois Sietzek, der in Verbindung mit P. Stephan und dem Kaplan Seeling aus Osnabrück einen Kreuzzug gegen das Laster unternahm und das Volk zum Eintritt in kirchlich geleitete Mäßigkeitsvereine anfeuerte. Der Erfolg war ein beispielloser. Bald entstanden in den verschiedensten Orten Oberschlesiens heilige Kampforganisationen gegen den Dämon Alkohol, die ihre Mitglieder nach Tausenden zählten. Der zündende Kreuzzugsprediger in jenen Tagen aber wurde Melchior v. Diepenbrock. Sein Hirtenbrief in der Adventszeit (9. November) 1846 verwendet geschickt den Schlachtruf des Völkerapostels in der Epistel des ersten Adventssonntages: „Leget also ab die Werke der Finsternis und ziehet an die Waffen des Lichtes! Wandelt ehrbar wie am hellen Tage, nicht in Schwelgereien und Trinkgelagen!" — Dann geht er über zu einem andern Bilde, das die Seele als Acker für Gottes Gnadensaat zeichnet und schließt mit der zu Herzen dringenden Mahnung:

„Ein großes Werk geistlichen Ackerbaues, ein herrlicher Sieg der Selbstverleugnung, über den mit Recht die Welt staunt, ist mit seiner Hilfe und unter seiner Fahne Tausenden, ja Hunderttausenden von Euch in den letzten Jahren gelungen, der Sieg über das Laster des Branntweingenusses, welches so viele früher in schmählichen Banden hielt. Wohl war es für kurze Zeit ein hartes schweres Werk, diese tiefwurzelnde, allumschlingende Giftpflanze aus dem Acker Eures Lebens auszurotten; aber ihr legtet die Hand mutig an den Pflug und blicktet nicht zurück nach dem verlockenden Genusse. Wie eine starke Pflug-

schar schnitt der in Gott gestählte Entschluß durch die verhärtete Scholle alter Gewohnheit und zerriß ihre Wurzelfasern, die an Eurem Herzblute sogen. Und wie herrlich lohnt sich nun schon dieses edle Tagwerk! welche schöne Früchte trägt, auch schon diesseits, der also gereinigte Acker! wie fühlt Ihr selbst Euch neugeboren, frei und glücklich, wie anders gedeiht das Werk Eurer Hände, wie wohnt Friede in Euren Hütten, Eintracht und heitere Freude an Eurem Herde, wo sonst der böse Geist der Trunksucht in Roheit, Zank und blutigem Hader tobte! Preis und Dank dem Herrn, der Euch diesen herrlichen Sieg verlieh durch die Fürbitte seiner heiligsten Mutter! Aber ich beschwöre Euch in seinem und ihren heiligsten Namen, bleibt treu dem hl. Gelöbnis!" ...

Um den Mäßigkeitsvereinen größere Zugkraft zu verleihen, gab er ihnen die Form einer kirchlichen Bruderschaft und besorgte ihr Empfehlungen und Ablaßbewilligungen vom Hl. Stuhle in Rom. Die Mitteilung des päpstlichen Gnadenerweises in seinem Hirtenschreiben vom 28. August 1851 benutzte er, um gleichzeitig seine Anerkennung auszusprechen für das heldenhafte Niederringen eines schier übermächtigen Feindes:

„Wir heben unsere Hände zu Gott, der da mächtig ist im Schwachen und bisher so Großes an Euch getan, und flehen, er wolle das gute Werk, das er in Euch angefangen, zu seiner Ehre und Eurer Seelen Seligkeit vollenden. Wir breiten unsere Arme aus nach Euch, ehrwürdige Brüder und geliebte Diözesanen, und bitten und beschwören Euch um der Liebe Jesu Christi willen: Fahret fort, o fahret fort in dieser heiligen Arbeit! Ermüdet nicht im heiligen Kampfe! Bleibet stark in den Versuchungen! Machet Euch der geistigen Gnaden und himmlischen Schätze würdig, welche Euch das Oberhaupt der Kirche darreicht."

Doch das ist nicht Diepenbrocks einziges Verdienst um Oberschlesien. Noch war der Dämon der Branntweinpest nicht aus allen Gemeinden Oberschlesiens ausgetrieben, da durchzog ein Würgengel in Gestalt des Hungertyphus die oberschlesischen Gaue. Drei Jahre Mißwachs auf den Kartoffelfeldern hatten gegen Ende des Jahres 1847 eine Hungersnot zur Folge, die durch den aus Galizien eingeschleppten Typhus zur furchtbaren Gottesgeißel wurde. Diepenbrocks weiches Herz litt schrecklich unter den Leiden seiner Diözesanen. Er war der erste, der in der „Oderzeitung" dem Notschrei eines erbarmungswürdigen Volkes Ausdruck verlieh. Seinen Aufruf zur Linderung der Not ließ er in alle Gaue Deutschlands dringen und ging selbst mit der opferfreudigsten Nächstenliebe allen mit dem besten Beispiele voran. Und sein Ruf verhallte nicht ungehört. Von allen Seiten liefen Spenden ein, und vertrauensvoll legten auch viele Protestanten ihre Liebesgaben in die Segenshände des katholischen Bischofs, der als

ebenso strenggläubig als konfessionell versöhnlich in allen Kreisen bekannt war. Eine herrliche Kundgebung dieser Gesinnung darf hier aus seinen Schriften eingeschaltet werden:

„Vergiftet nicht die traurige Wunde (der Glaubensspaltung), die seit drei Jahrhunderten durch das Herz der Christenheit und durch das Herz eines jeden wahren Christen klafft, vergiftet sie nicht aufs neue durch leidenschaftlichen Streit und geifernden Hader; streuet nicht, in dem Wahne sie zu heilen, den ätzenden Höllenstein des Fanatismus hinein, und holet nicht aus der Rüstkammer der Vergangenheit die schartigen Waffen ergrimmter Polemik hervor, damit sie nicht noch einmal in Euren Händen sich in blutige Mordwaffen verkehren und, in den eignen Eingeweiden des Vaterlandes wühlend, mit neuem dreißigjährigem Blutbad und Feuermeere Deutschland, Europa verwüsten! Nur im Frieden, in der Liebe ist Verständigung möglich, nur in der Verständigung Einigung, nur in der Einigung Heil. Der Hauch der Leidenschaft aber raubt dem Worte der Wahrheit die überzeugende Kraft. Um diesen Frieden, diese Einigung flehet ja täglich die katholische Kirche in ihren heiligsten Gebeten."

Nach diesen goldenen Worten kehren wir zu seiner rastlosen Hilfeleistung für das schwergeprüfte Oberschlesien zurück. Noch fehlten die freiwilligen Pfleger für die vielen verlassenen Kranken in den weiten zerstreuten Gemeinden. Das erste Rettungswerk wurde von Breslau aus unternommen. Unter Führung des Weltpriesters Dr. Künzer, des späteren Domherrn und Dompredigers, der damals als Spiritual im Auftrage des Fürstbischofs selbst im Mutterhause der Brüder zu Breslau den alten Ordensgeist des hl. Stifters Johannes von Gott erweckt hatte, zogen 18 Brüder nach den Stätten des Todes, begleitet von dem Segen des besorgten Oberhirten. Zwei und zwei, wie einst die Jünger, die der Herr zur Probemission aussandte, traten sie mit dem Gruße „Der Friede sei mit diesem Hause" in die grausigen Krankenstuben ein. Als „Engel des Trostes" erschienen sie dem verlassenen Volke. Aus Posen ließ Diepenbrock eine polnische Oberin mit drei Barmherzigen Schwestern kommen, um sie gleichfalls dem heimgesuchten Oberschlesien zuzuführen. Er selbst ordnete ein schönes Gebet in der ganzen Diözese für die notleidenden oberschlesischen Brüder und Schwestern an. Kein Wunder, daß der Provinzial-Steuerdirektor v. Biegeleben dem Fürstbischof am 26. Februar 1848 bei seiner Rückkehr aus Oberschlesien unter Tränen der Rührung gestehen konnte: „Der Name Diepenbrock ist dort in aller Munde." Dem Beispiele seines Oberhirten eiferte der Klerus nach. Die unerschrockene Arbeit im Weinberge des Herrn kostete in kaum drei Monaten 19 Seelsorgern ohne Unterschied des Alters das Leben. Wehmütig gedenkt der Fürstbischof der aufopfernden

Liebe in seinem Hirtenschreiben vom 9. November 1848: „War auch damals meine Trauer groß, als ich mit zerrissenem Herzen sah wie „Tausende fielen zur Rechten, Zehntausende zur Linken" (Ps. 90, 7) und die Hirten mit den Herden geschlagen wurden, so hatte die Barmherzigkeit Gottes doch einen großen Trost in jene Trauer gemischt, denn sie gaben ein ebenso erhebendes Zeugnis jener heiligen Liebe, welche mit den Weinenden zu weinen und den Schwergeprüften . . . die Not des Lebens zu mildern versteht." Nun nahm aber noch die Unterbringung von etwa 4000 Typhuswaisen seine Hirtensorge in Anspruch. Zwei Ursulinen und zwei Elisabethinerinnen sandte er nach Pleß, um in einem Waisenhaus und Spital die Erziehung und Pflege der armen Kinder zu leiten. Am 29. Juni 1850 erließ er sodann einen Aufruf an die katholischen Familien von Schlesien und der Lausitz, um sie zu bitten, aus Liebe zum göttlichen Kinderfreunde die 2000—2500 Kinder, die in Waisenhäusern nicht untergebracht werden konnten, in ihr Haus aufzunehmen. Die Staatsregierung versprach den bereitwilligen Familien eine kleine Beihilfe. In seinem Hirtenschreiben vom Michaelsfeste des Jahres 1850 konnte er mit freudiger Genugtuung bekannt geben, daß sein erstes Schreiben unter Gottes Segen reiche Früchte getragen habe. Weit über 2000 katholische Familien hatten sich zur Aufnahme der Typhuswaisen bereit erklärt. Die meisten nahmen sogar die Kinder unentgeltlich auf und legten die staatliche Beihilfe für die Kinder als Spargelder an.

Durch diese Großtaten des Fürstbischofs für Oberschlesien in seinen schweren Schicksalsstunden hat er sich den unauslöschlichen Dank seiner Bewohner für alle Zeiten verdient. Sein apostolischer Geist ist in seinen Nachfolgern lebendig geblieben bis auf den heutigen Tag.

Wiederum hat für Oberschlesien eine entscheidungsvolle Schicksalsstunde geschlagen. Man kann sich kein packenderes Mahnwort an die Oberschlesier denken, die sich durch die Abstimmung vor die folgenschwerste Wahl gestellt sehen, als die Weihnachtsbotschaft Diepenbrocks an seine Diözesanen 1848 gelegentlich der Wahlen zum preußischen Parlament. Wir geben sie im folgenden im Auszuge wieder. Sie paßt Wort für Wort auf die heutigen Verhältnisse.

„Am Feste der gnadenreichen Geburt unseres Herrn und Heilandes kann ich mit einem schöneren und bedeutungsvolleren Gruße nicht in Eure Mitte

treten ... als mit dem Gruße der hl. Nacht: »Friede auf Erden allen Menschen, die eines guten Willens sind!« Zwar galt dieser Gruß zunächst dem inneren Frieden, ... allein diesem inneren Frieden, wo immer er im Glauben gewurzelt, in der Hoffnung aufgewachsen und in der Liebe zur Frucht gereift ist, folgt notwendig auch der Friede nach außen, der Friede in den Familien, der Friede in den Gemeinden, der Friede im ganzen Vaterlande mit allen Segnungen, die unser Erdenleben verschönern und beglücken. Wie sehr wir alle auch dieses Friedens nach außen bedürfen, daran, Geliebte, darf ich nicht erst erinnern. Wir kommen eben aus den schwersten Erfahrungen! ...

Menschen, die durch alle Künste der Lüge Euren arglosen Sinn berückten und unter der lockendsten Gestalt sich zu Euren Beschützern aufwarfen, während sie doch nur ihren eignen Vorteil suchten und mit den gottlosesten Mitteln verfolgten; Verführer, die sich Eure Freunde nannten, weil sie Euch zu ihren Werkzeugen brauchten; Aufwiegler, die, solange Gesetz und Ordnung herrscht, nur im Finstern ihre finsteren Werke treiben dürfen, ... solche Menschen waren es, die all die Unordnung, all die Zerrüttung, all das Elend, all die Not, unter der wir alle mehr oder weniger seufzen, über unzählige Familien, über ganze Gemeinden, über das gesamte Vaterland und weit über die Grenzen desselben hinaus heraufbeschworen haben!

Und noch stehen wir nicht am Ende der Drangsale. Das neue Jahr liegt drohend vor uns. Gleich an der Schwelle desselben soll sich das Schicksal des Vaterlandes ... entscheiden. ... Die Wahl ... steht bevor. ... Auf diese Wahl wird es ankommen, ob die Drangsale, durch die wir in diesem Jahre gegangen, die Geburtswehen einer glücklichen Zukunft, oder die Vorboten tödlicher Auflösung gewesen, ob der Abgrund ... noch weiter aufgerissen werden soll, bis er zuletzt das gesamte Vaterland in seinen furchtbaren Tiefen begräbt, oder ob er geschlossen werden soll für immer. ... Ihr würdet mit sehenden Augen nicht sehen und mit hörenden Ohren nicht hören, wenn Ihr nach den furchtbaren Erfahrungen, durch die Ihr gegangen, Euch täuschen lassen und durch kleinliche, engherzige und eigennützige oder strafbare Rücksichten geblendet oder falschen Verlockungen trauend, eine Wahl herbeiführen wolltet, infolge deren das große heilige Recht ... verkannt oder zur Verfolgung unheilschwangerer Pläne ausgebeutet werden könnte.

Darum, Geliebte, ermahne ich Euch vor Gott und Eurem Gewissen! Bedenket wohl, was Ihr tut, und sehet zu, wem Ihr vertraut. Eine ernstere, schwerere, folgenreichere Pflicht habt Ihr noch nie zu erfüllen gehabt, als eben jetzt. Es gilt nicht Eure eigene Wohlfahrt nur, es gilt nicht das Glück Eurer Familien allein, das Heil eines ganzen Landes, dessen Bürger Ihr seid, gilt es — und dieses Heil ist in Eure Hand gelegt! Wehe! wenn Ihr hier nicht mit heiliger Gewissenhaftigkeit zu Werke ginget! Der Jammer eines verratenen Volkes ... würde mit auf Eure Seelen zurückfallen! ...“

Die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse im oberschlesischen Industriebezirk unter den Breslauer Bischöfen.

Von Lehrer P. Skotnik.

Der Tag, an dem die Abstimmung über Oberschlesiens nationales Schicksal entscheiden wird, ist wohl auch zu einer kurzen Rückschau über die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse im oberschlesischen Industriebezirk unter der reichgesegneten Wirksamkeit der Breslauer Bischöfe geeignet. Welch erfreuliche Fortschritte während eines Zeitraums von nur 100 Jahren das kirchliche Leben auf allen Gebieten gemacht hat, wie die Seelsorgerzahl überall einen großen Aufschwung genommen hat, das sollen die nachstehenden Zeilen beweisen.

Bis zum Jahre 1821 gehörte der heutige oberschlesische Industriebezirk in kirchlicher Beziehung zur Diözese Krakau in Galizien. Durch die Bulle „De salute animarum" vom 16. Juli 1821 wurde der jetzige oberschlesische Industriebezirk dem Fürstbistum Breslau einverleibt. Die Zahl der Katholiken betrug ungefähr 65000. In der Seelsorge waren 40 Priester tätig, wovon einige nur der polnischen Sprache mächtig waren.

Das Bild der kirchlichen Verhältnisse unter alter polnischer Wirtschaft war nicht erfreulich. Der durch den Anblick der heutigen Prachtbauten stark verwöhnte moderne Oberschlesier würde beim Sehen der alten Kirchen unserer Heimat seiner lebhaften Verwunderung Ausdruck geben über die allzugroße Bescheidenheit und Armseligkeit, die sich an den Gotteshäusern unserer Voreltern unter den Krakauer Bischöfen darbot. Die große Mehrzahl der früheren Kirchen waren einfache, äußerst beengte Holzbauten, mit Schindeln und Stroh gedeckt. Dieselben waren unansehnlich in ihrem Äußeren und ärmlich in ihrem Inneren. Umfangreich waren die Schäden und Übelstände, und weit ging der Verfall der Kirchen und kirchlichen Gebäude. So schreibt der Pfarrer von Bielschowitz: „Die Holzkirche ist eine große Gefahr für die zum Gottesdienst versammelten Gläubigen, weil sie einzustürzen droht. Der Kirchturm ist alt und macht Anstalten umzufallen. Die Wirtschaftsgebäude sind in einem ganz schlechten Zustande, das Heu ist der Witterung ausgesetzt und verdirbt, das Vieh geht

zugrunde, weil die Stallungen kaum Schutz gewähren." Von einem andern Orte heißt es: „Das Presbyterium der Kirche ist so elend und dem Einstürzen so nahe, daß der Pfarrer es nicht wagt, an den Hochaltar zu treten. Die Sakristei ist so beschaffen, daß ein Dieb hineinkommen könnte, wenn er wollte." Das Volk selbst zeigte eine kaum glaubliche Nachlässigkeit und Interesselosigkeit für Kirchenbauten. In einem Dorfe ging die Nachlässigkeit so weit, daß das Volk nicht bauen wollte, obwohl das Bauholz schon vorhanden war; denn die Masse des Volkes stand auf einer sehr niedrigen Bildungsstufe und war der Trunksucht vielfach ergeben. Vielfach trugen auch die Patrone Schuld, welche sich den Verpflichtungen ihren Kirchen gegenüber entziehen wollten. Einige Patronatsherren waren selbst verschuldet und arm, andere waren trotz guten Willens anderweitig in Anspruch genommen, wieder andere hatten als Andersgläubige wenig Interesse und Lust, für katholische Kirchen größere Ausgaben zu machen, die letzten endlich leugneten ihre Unterhaltungs- und Beitragspflichten.

Das alte Bild unserer engeren Heimat unter den Krakauer Bischöfen, das sich durch diese Zusammenstellung vor unseren Augen aufrollt, ist nicht sonderlich erfreulich. Zweifellos würde es sich noch ungünstiger gestalten, wenn es möglich wäre, außer den öffentlichen Gebäuden auch noch die Privathäuser zu berücksichtigen und einzelne Punkte näher zu behandeln. Mag das den einzelnen Studien der Lokalhistoriker überlassen werden.

I. Die Entwicklung des Dekanats Beuthen.

In politischer Hinsicht erstreckt sich heutzutage das alte Dekanat Beuthen auf die Kreise: Beuthen Stadt und Land, Königshütte Stadt, Kattowitz Stadt und Land, Tarnowitz und Hindenburg. Nach der Zuteilung des bisher preußischen Anteils der Diözese Krakau an das Fürstbistum Breslau ist unter den Fürstbischöfen Emanuel von Schimonski (1824—1832), Leopold Graf Sedlnicky (1836—1840) und Joseph Knauer (1843—1844) für die kirchlichen Verhältnisse im oberschlesischen Industriebezirk sehr wenig geschehen; erst unter der segensreichen Wirksamkeit des Kardinal-Fürstbischofs Melchior Freiherrn von Diepenbrock (1845 bis 1853) wurde im Jahre 1849 an die Teilung des Dekanats in die Archipresbyterate Beuthen und Tarnowitz gedacht. Durch den Fürstbischof Heinrich Förster (1853—1881) erfolgte am 28. August 1868 eine neue Teilung des alten Dekanats Beuthen, nämlich in die

Archipresbyterate Beuthen, Tarnowitz und Myslowitz. Die letzte Teilung des alten Dekanats Beuthen erfolgte am 1. April 1908 unter Kardinal-Fürstbischof Kopp (1887—1914) in die Archipresbyterate Beuthen, Königshütte, Myslowitz, Tarnowitz und Zabrze (Hindenburg). Danach umfaßt das Archipresbyterat Beuthen 13 selbständige Seelsorgsbezirke. Seit dem Jahre 1887 bis 1914, also unter der segensreichen Wirksamkeit des Kardinal-Fürstbischofs Kopp, sind folgende neue selbständige Seelsorgsbezirke entstanden: Bobrek, Hohenlinde, Karf, Orzegow, Rokittnitz, Roßberg und Schomberg. Dazu trat im Jahre 1919 unter dem jetzigen Kardinal-Fürstbischof Bertram die St. Korpus-Christi in Miechowitz. Auch die Errichtung eines Pfarrsystems für Friedenshütte, Stadtteil von Beuthen, wo sich bereits ein sehr schönes Gotteshaus befindet, steht bevor. Gegenwärtig zählt das Archipresbyterat Beuthen 146656 Katholiken und 12433 Andersgläubige. An kirchlichen Gemeinden bzw. Seelsorgsstellen sind 12 Pfarreien und 1 Kuratie vorhanden, gegen 2 im Jahre 1821. Die Zahl der Priester in der eigentlichen Seelsorge beträgt 34 (gegen 3 im Jahre 1821); davon sind 13 Pfarrer bzw. Kuraten und 21 Kapläne. Die Zahl der sonstigen Weltgeistlichen beträgt insgesamt 17.

Das Archipresbyterat Königshütte besteht erst seit dem 1. April 1908. Auf dem ursprünglichen Gebiete der St. Barbaraparochie zu Königshütte, welche im Jahre 1852 begründet wurde und 5000 Seelen zählte, bestehen jetzt nach 68 Jahren 7 Pfarrsysteme auf demselben Gebiete mit zusammen 148361 Katholiken. Es ist ein Wachstum, wie es so riesenhaft anderwärts kaum vorkommt. Gegenwärtig zählt das Archipresbyterat Königshütte 185905 Katholiken und 16371 Nichtkatholiken. An kirchlichen Gemeinden gibt es 11 Pfarrkirchen. Die Zahl der Weltpriester in der eigentlichen Seelsorge beträgt 32; davon sind 11 Pfarrer bzw. Kuraten und 21 Kapläne. Die Zahl der sonstigen Weltgeistlichen beträgt insgesamt 6.

Das Archipresbyterat Myslowitz umfaßt seit der letzten Teilung am 1. April 1908 nur die südlich gelegenen Pfarreien des alten Dekanats Beuthen. Bis zum Jahre 1893 kamen im Laufe von 25 Jahren nur 2 Pfarreien hinzu, bis zum Jahre 1908 noch 6 Seelsorgsbezirke. Im Jahre 1908 wurde das Archipresbyterat Myslowitz am 1. April von neuem geteilt. 6 Pfarreien wurden zu dem neu geschaffenen Archipresbyterate Königshütte geschlagen. Das Archipresbyterat Myslowitz umfaßte nunmehr 11 Pfarreien,

nachdem noch 2 Pfarreien aus dem Archipresbyterate Beuthen ihm zugeteilt wurden. Bis zum Jahre 1920 kamen noch 4 selbständige Seelsorgsbezirke hinzu, so daß jetzt 15 Seelsorgsstellen seinen Bestand bilden. Die Errichtung eines selbständigen Seelsorgsbezirks für Josephsdorf steht bevor. Im Jahre 1919 kamen 5650 bis 7200 Seelen auf einen Geistlichen. Daraus mag man ersehen, welch enorme Arbeit von den Priestern hier wie in den übrigen Archipresbyteraten des oberschlesischen Industriebezirks geleistet werden muß. Das Archipresbyterat Myslowitz ist mit 203962 Katholiken immer noch das größte Dekanat Oberschlesiens. Es kommt manchen deutschen Diözesen an Katholikenzahl gleich, so z. B. Eichstätt mit 206612, Fulda 210455 und Hildesheim 213442 Seelen. Die Zahl der Seelsorgsgeistlichkeit der Pfarrei- bzw. Filialbezirke beträgt 36. An sonstigen Weltgeistlichen sind 10 vorhanden.

Das Archipresbyterat Tarnowitz entstand bereits bei der ersten Teilung des alten Dekanats Beuthen. Seit dem Jahre 1887 sind hier 5 selbständige Seelsorgsbezirke entstanden. Gegenwärtig zählt das Archipresbyterat Tarnowitz 94462 Katholiken und 4156 Nichtkatholiken. Die Zahl der kirchlichen Gemeinden beträgt 15. An Gotteshäusern sind 15 Hauptkirchen, 2 Nebenkirchen und 8 Kapellen vorhanden. Zu erwähnen ist noch die Kreuzkirche nebst den vielen Wallfahrtskapellen zu Deutsch-Piekar und die schöne Klosterkirche der Kamillianer zu Tarnowitz. Die Zahl der Priester beträgt 32.

Das Archipresbyterat Hindenburg (früher Zabrze) besteht ebenfalls wie das Archipresbyterat Königshütte erst seit dem 1. April 1908. Seit dem Jahre 1908 sind hier 3 neue selbständige Seelsorgsbezirke entstanden. Gegenwärtig zählt das Archipresbyterat Hindenburg 172706 Katholiken und 7210 Nichtkatholiken. An kirchlichen Gemeinden bzw. Seelsorgsstellen sind 9 Pfarrkirchen und 2 Kuratien vorhanden. An Gotteshäusern sind 11 Hauptkirchen (darunter 3 Notkirchen), 2 Nebenkirchen und 6 Kapellen vorhanden. Die Zahl der Geistlichkeit beträgt 32.

Unter der Regierung der Breslauer Bischöfe sind im engeren oberschlesischen Industriebezirk sämtliche hölzerne, mit Schindeln oder Stroh gedeckte Kirchen verschwunden und an ihre Stelle herrliche Gotteshäuser getreten. Die Zahl der Katholiken ist von 40000 auf 802690 gewachsen und die der kirchlichen Gemeinden von 20 auf 69 gestiegen. 69 Hauptkirchen (darunter 4 Notkirchen), 12 Nebenkirchen und 45 Kapellen sind jetzt vorhanden. Die Gesamtzahl der Geistlichen beträgt 190 gegen 23 im Jahre 1821.

II. Die Entwicklung des Dekanats Pleß.

Wie schon erwähnt worden ist, gehörte auch das Dekanat Pleß, in politischer Beziehung der Kreis Pleß und in kirchlicher Beziehung die heutigen oberschlesischen Archipresbyterate Nikolai und Pleß umfassend, bis zum Jahre 1821 zum Bistum Krakau. Die Zahl der Katholiken betrug ungefähr 20000. In der Seelsorge waren 18 Priester tätig, wovon die meisten nur der polnischen Sprache mächtig waren. In Anbetracht der stetig wachsenden Seelenzahl in den einzelnen Parochien und großer Ausdehnung des Plesser Dekanats wurde dieses auf Veranlassung des damaligen Kardinal-Fürstbischofs Melchior Freiherrn von Diepenbrock im Jahre 1849 in die Archipresbyterate Pleß und Nikolai OS. geteilt. Bis zum Beginn des Kulturkampfes kam im Jahre 1873 nur die Lokalie (jetzt Pfarrei) Wohlau OS. durch Abzweigung von Miedzna hinzu. Nach dem Kulturkampfe kam im Jahre 1912 noch die Kuratie Kobier durch Abzweigung von der Pfarrei Pleß hinzu, so daß jetzt 10 Seelsorgsbezirke den Bestand des Archipresbyterats bilden.

Im Jahre 1849 wurde durch die Teilung des Dekanats Pleß das Archipresbyterat Nikolai O.S. neu geschaffen. Es umfaßte 8 Pfarreien; in den beiden letzten Jahrzehnten kamen noch 6 selbständige Seelsorgsbezirke hinzu. Im Gebiete der Pfarrei Nikolai liegt die herrliche Klosterkirche der Franziskaner zu Panewnik bei Idaweiche, etwa 6 Kilometer von der Stadt Kattowitz entfernt. Gegenwärtig umfaßt das Archipresbyterat Nikolai 10 Pfarreien, 2 Kuratien und 2 Lokalien mit eigenen Geistlichen. Die Zahl der Katholiken beträgt 73000, die der Nichtkatholiken 5119, der Priester in der eigentlichen Seelsorge 18; außerdem sind vielfach in der Seelsorge die 10 Franziskanerpatres zu Panewnik tätig. In den letzten Jahrzehnten sind auch hier wie im Archipresbyterate Pleß mehrere herrliche Kirchen und Kapellen entstanden, die Zeugnis von der großen Opferwilligkeit und Glaubensfreudigkeit der Katholiken ablegen.

* * *

Durch die segensreiche Wirksamkeit der Breslauer Bischöfe ist somit in dem früheren preußischen Anteil der Diözese Krakau auf dem kirchlichen Gebiete in den letzten 100 Jahren unendlich viel geschaffen worden. Die Gesamtzahl der Pfarreien und anderer selbständiger Seelsorgsbezirke wird voraussichtlich in den

nächsten Jahren durch die notwendige Errichtung von neuen Seelsorgebezirken noch bedeutend vermehrt werden. Die Zahl der Katholiken beläuft sich in diesem Bezirk auf 904680, unter denen noch gegen 74760 Andersgläubige wohnen. Bei der stark anwachsenden Bevölkerung werden an die 180 aktiven Weltpriester in der eigentlichen Seelsorge die größten Anforderungen gestellt. Leider hat die Zunahme der Zahl der Priester mit dem Wachstum der Katholikenzahl nicht gleichen Schritt gehalten, denn auf einen aktiven Weltpriester in der eigentlichen Seelsorge kommen im Durchschnitt 5100 Seelen. Dies ist offenbar viel zu hoch. Bei der Fülle und Vielseitigkeit der den katholischen Seelsorgern obliegenden Amtspflichten ist es für einen Geistlichen kaum möglich, erheblich mehr als 3000 Gemeindemitglieder im Industriegebiet und 2000 auf dem flachen Lande ausreichend zu pastorieren. Der Priestermangel hat in den Archipresbyteraten des oberschlesischen Industriebezirks einen Grad erreicht, der zu den ernstesten Befürchtungen Anlaß gibt, und da an eine Behebung, zumal in Anbetracht der durch den Weltkrieg verursachten Verringerung des Nachwuchses, in absehbarer Zeit nicht zu denken ist, kann eine Milderung der Seelsorgsnot nur durch die Mithilfe von Ordensgeistlichen herbeigeführt werden. Leider sind aber diese im früheren Anteil des Bistums Krakau sehr schwach vertreten, denn der ganze Bezirk hat nur 3 Niederlassungen: die der Franziskaner in Panewnik mit 10 Patres, die der Kamillianer in Tarnowitz mit 6 Patres und die der Neißer Heiligkreuzbrüder in Beuthen mit 3 Patres zu verzeichnen. 26 Weltgeistliche sind in anderen kirchlichen Ämtern tätig. Sonstige Weltgeistliche, die nicht mehr in einem kirchlichen Amte tätig sind, zählt dieser Bezirk 6, und fremden Diözesen gehören 7 geistliche Herren an, insgesamt beträgt die Zahl der sonstigen Weltgeistlichen 39. Letztere können nur aushilfsweise und in verhältnismäßig geringem Umfange an der Seelsorge teilnehmen.

Das Plesser Kommissariat, ganz besonders der oberschlesische Industriebezirk, ist reich an herrlichen Gotteshäusern. Weltberühmt ist die Kalvarie zu Deutsch-Piekar und das Franziskanerkloster zu Panewnik. Gewiß kann diese Opferwilligkeit und diese allenthalben sich kundgebende „Liebe zur Zierde des Hauses Gottes" als ein ebenso sicheres wie erfreuliches Zeichen katholischer Glaubensfreudigkeit betrachtet werden. In der Tat, wenn man bedenkt, daß in den letzten 40 Jahren in diesem Bezirk nicht weniger als 48 neue Kirchen gebaut, konsekriert und mit allem Nötigen aus-

gestattet, daß sicher ebenso viele Kirchen und Kapellen vergrößert und ausgemalt wurden, daß sich im ganzen Kommissariate Pleß nur wenige Kirchen finden dürften, für deren Ausstattung und Verschönerung nicht namhafte Summen verwendet worden sind, dann muß man sagen, daß nur die Liebe zur heiligen Kirche und die Begeisterung für ihren katholischen Glauben die Gläubigen antreiben konnte, so große Opfer zu bringen.

Wo aber diese Liebe und diese Begeisterung herrscht, da müssen auch die übrigen Früchte und Tugenden des christlichen Lebens erblühen. Es dürfte schwer sein, ein Land zu finden, wo in der Gesamtheit der Bevölkerung die Betätigung des katholischen Glaubensbewußtseins lebendiger und wirksamer wäre als in Oberschlesien. Dies zeigt sich besonders in dem regen katholischen Vereinswesen und in der geachteten und einflußreichen Stellung, deren sich die Priester erfreuen. Dies zeigt sich endlich in den aufblühenden Klöstern und klösterlichen Anstalten, in den milden Anstalten und im Schulwesen.

III. Die Entwicklung des Ordenswesens.

Bei der Einverleibung der beiden Dekanate Pleß und Beuthen in das Fürstbistum Breslau im Jahre 1821 waren hier weder männliche noch weibliche klösterliche Niederlassungen vorhanden. Unter der Wirksamkeit des Fürstbischofs Heinrich Förster entstanden Ordensniederlassungen in Ruda, Bogutschütz, Beuthen O.S. und Königshütte. Zu Beginn des Kulturkampfes wurden aber die vorhandenen religiösen Orden und Kongregationen bis auf die Barmherzigen Brüder in Bogutschütz wieder aufgehoben. Die eigentliche Entwicklung des Ordenswesens im oberschlesischen Industriebezirk erfolgte erst in den letzten drei Jahrzehnten unter der segensreichen Wirksamkeit des Kardinal-Fürstbischofs Kopp. Am Ende des Jahres 1920 befinden sich 4 Niederlassungen männlicher Ordensgenossenschaften. Es sind dies: Die Franziskaner in Panewnik, die Kamillianer in Tarnowitz, die Barmherzigen Brüder in Bogutschütz und die Heilighreuzbrüder in Beuthen O.S. Von diesen befassen sich die Franziskaner und die Heilighreuzbrüder hauptsächlich mit Abhaltung von Volksmissionen und Aushilfe in der Seelsorge, die Kamillianer mit der Heilung Alkoholkranker und die Barmherzigen Brüder mit der Krankenpflege.

Weit zahlreicher als die männlichen sind die weiblichen Ordensgenossenschaften vertreten. Es sind dies: Die Armen Schulschwestern,

die Borromäerinnen, die Dienerinnen des heiligsten Herzens Jesu, die Elisabethinerinnen (Graue Schwestern), die Schwestern vom Guten Hirten, die Mägde Mariens von der Unbefleckten Empfängnis, die Hedwigschwestern, die Marienschwestern, die Vinzentinerinnen. Diese weiblichen Ordensgenossenschaften zählen in 75 Niederlassungen 790 Ordensschwestern und 43 Novizinnen. Das ist gewiß eine stattliche Zahl. Aber wenn man bedenkt, daß weitaus die meisten Schwestern in der Krankenpflege und anderen Zweigen der christlichen Caritas beschäftigt sind und ihre Liebestätigkeit nicht bloß auf die Glaubensgenossen ausdehnen, so ist diese Zahl bei einer Bevölkerung von mehr als 900000 Katholiken und 70000 Nichtkatholiken doch nicht übermäßig. Viele Schwestern sind ferner teils mit der Fürsorge und Anleitung der weiblichen Jugend in Haushaltungsschulen, Nähschulen und Mägdehäusern, teils mit der Pflege und Leitung gefallener und sittlich gefährdeter weiblicher Personen, teils mit Unterricht und Erziehung in Töchterschulen und Lyzeen tätig. Der Unterricht in den Volksschulen ist durch die sogenannten Maigesetze den Ordensschwestern entzogen und verboten und bis heute keiner Ordensgenossenschaft wieder gestattet worden.

IV. Die Entwicklung der milden Anstalten und des Schulwesens.

Unter der segensreichen Wirksamkeit der Breslauer Bischöfe, ganz besonders unter der Regierung des Kardinal-Fürstbischofs Kopp, sind unzählige wohltätige Einrichtungen und milde Anstalten ins Leben gerufen worden. Dazu gehören: Kinderkrippen, Kleinkinderbewahranstalten und Kinderhorte, Waisenhäuser und Erziehungsanstalten für verwaiste, verlassene und verwahrloste Kinder, Anstalten zur Unterbringung und Besserung gefallener oder sittlich gefährdeter, schulentlassener weiblicher Personen, Krankenhäuser und Erholungsheime, Anstalten für Irre, Idioten, Blinde, Taubstumme, Krüppel und Epileptiker, Hospitäler, Pflegehäuser und Altersheime für gebrechliche und altersschwache Personen, endlich das Fürstbischöfliche Knabenkonvikt in Beuthen O.S. Eine genaue Trennung der verschiedenen milden Anstalten ließ sich nicht durchführen, weil die meisten gleichzeitig mehreren Zwecken dienen. Die Pflege der Insassen in allen genannten Anstalten liegt durchweg in den Händen der weiblichen Ordensschwestern. Die älteste „Milde Anstalt" befindet sich in Georgenberg. Es ist

das Hospital ad S. Lazarum, gegründet 1561 von Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg. Solange der oberschlesische Industriebezirk zum Bistum Krakau gehörte, ist in diesem Bezirk von den Krakauer Bischöfen keine wohltätige Anstalt ins Leben gerufen worden. Überhaupt scheinen diese Diözesanhirten unsere Gegend sehr stiefmütterlich behandelt zu haben.

Bei der Einverleibung der beiden Dekanate Pleß und Beuthen in das Fürstbistum Breslau im Jahre 1821 lag das Schulwesen hier sehr danieder. Höhere Schulen waren nicht vorhanden. Volksschulen gab es nur in einigen Städten, sowie in 20 Landgemeinden. Das Fürstbischöfliche Amt zu Breslau ging sofort an die Gründung neuer katholischer Schulen. Welch erfreuliche Fortschritte das Schulwesen in den letzten 100 Jahren gemacht hat, das sollen die nachstehenden Zeilen beweisen.

Beginnen wir mit dem höheren Schulwesen. Die erste Gründung einer höheren Lehranstalt erfolgte in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Beuthen O.S. Gegenwärtig zählt der oberschlesische Industriebezirk 6 Gymnasien, 1 Realgymnasium, 3 Oberrealschulen und 1 Realschule. Diese 11 Anstalten wurden von 3799 Schülern besucht; davon befinden sich in katholischen Schulen 1090, in protestantischen Schulen 153 und in simultanen Schulen 2566 Schüler. Der Konfession nach sind wieder 2312 katholisch, 1008 protestantisch und 479 jüdisch. Lehrerbildungsanstalten befinden sich in Tarnowitz, Beuthen, Myslowitz und Pleß, sämtlich katholisch.

Für die weibliche Jugend bestehen 3 Oberlyzeen, verbunden mit Realgymnasium, Studienanstalt und Frauenschule und 9 Lyzeen. Katholische Religionslehrer im Hauptamte haben aufzuweisen: Beuthen (6 geistliche Herren), Kattowitz (4), Königshütte (4), Myslowitz (2), Ruda (1), Tarnowitz (2), Laurahütte-Siemianowitz (1), Hindenburg (1) und Zaborze (2).

In Anbetracht der stetig wachsenden Seelenzahl in den einzelnen Parochien bzw. Gemeinden wurden nach der Zuteilung des oberschlesischen Industriebezirks an das Fürstbistum Breslau in jedem Jahre mehrere katholische Volksschulen gegründet. Nach dem großen Diözesan-Handbuche vom Jahre 1857 zählte das Plesser Kommissariat schon 96 katholische Schulen, in welchen 21458 Schulkinder (davon 21448 katholisch) von etwa 146 katholischen Lehrern unterrichtet wurden. 55 Jahre später, also im Jahre 1912, zählte dieser Bezirk aber schon in Summa 186026 katho-

lische Schulkinder; davon befanden sich in katholischen Schulen 165229, in simultanen Volksschulen 20714 und in protestantischen Schulen mit katholischem Religionsunterricht 83 Schüler.

* * *

So haben wir einigermaßen ein kurzes Bild von der Entwicklung des oberschlesischen Industriebezirks unter der segensreichen Wirksamkeit der Breslauer Bischöfe in den letzten 100 Jahren, also seit der Abzweigung von der Krakauer Diözese und Zuteilung an das Fürstbistum Breslau, entworfen. Es liefert einen herrlichen Beweis von ungemein fleißiger und mühevoller Arbeit unserer Oberhirten und sichert ihnen bei allen ihren Diözesanen, namentlich der alten Dekanate Pleß und Beuthen, ein unvergängliches Denkmal.

Die zivilisatorische Entwicklung Oberschlesiens.

Aus Reisebeschreibungen und Memoiren.

Von **Universitätsprofessor Dr. Fr. Andreae.**

Als der hochverdiente und von seinen oberschlesischen Landsleuten als Gründer der Stadt Kattowitz mit Recht gefeierte Sanitätsrat Holtze 1860 durch einen Aufsatz in den „Neuen schlesischen Provinzialblättern" das öffentliche Interesse auf die außergewöhnliche Entwicklung zu lenken suchte, die seine Heimat in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts durchgemacht, schrieb er: „Oberschlesien ist eine Schöpfung der Neuzeit vom Jahre 1816 datierend, wo die Regierung in Oppeln die Verwaltung übernahm."

So ungeheuer erschien bereits damals der Aufschwung, den das Land seit der preußischen Erhebung genommen hatte, daß demgegenüber die ganze frühere Geschichte Oberschlesiens vollkommen zurücktrat. Und doch hatte schon Friedrich der Große dem von der Kultur fast unberührten, an das halbbarbarische Polen grenzenden Teile seiner neuen schlesischen Provinz landesväterliche Fürsorge im höchsten Maße angedeihen lassen. Ähnlich

wie späterhin in Westpreußen hatte es ihn auch hier gereizt, auf einem von der Kultur so stiefmütterlich bedachten Boden seinen zivilisatorischen Ehrgeiz zu betätigen. Ihm verdankt Oberschlesien nicht nur die Wiedererweckung seines Bergbaus und die Anfänge seiner Industrialisierung, ihm verdankt es auch die Hebung seines Landbaues durch das Heranziehen von deutschen Kolonisten und die ersten Schutzmaßnahmen für die Erhaltung des bäuerlichen Besitzes „gegen die das Bauernland verschlingenden Übergriffe der Grundherrschaften", seiner sozialen Fürsorge auf andern Gebieten gar nicht zu gedenken.

Freilich lauten die Berichte des Reisenden auch in der friederizianischen Zeit zunächst noch nicht viel günstiger als die aus der österreichischen Periode Oberschlesiens. Aber Schilderungen, die von einem solchen Tiefstande des zivilisatorischen Niveaus zeugen, wie wir sie in einem Briefe des aus Hamburg stammenden Polyhistors Lucas Holstenius lesen, finden sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht mehr. Glaubte doch Holstenius, als er 1630 von Mähren nach Oberschlesien kam, geradezu aus der Kulturwelt ausgeschieden zu sein. „Alles trat mir", so sagt er, „hier neu und ungewöhnlich entgegen. Polnische Wirtschaft, garstig, schmutzig, barbarisch; das Hundelager am Boden; die Hütten voll Qualm und Gestank; gemeinsam die Herberge für Menschen und Vieh ... rauh und roh die Art zu verkehren ... der Gesichtsausdruck und die ganze äußere Haltung des Volkes skythisch frech" usw. Diesem verzweifelten Berichte des Holstenius gegenüber weisen selbst die 1774 geschriebenen außerordentlich pessimistischen Briefe „eines reisenden Engländers" aus dem „deutschen Museum" von 1780 schon insofern ein wesentlich neues Moment auf, als sie das segensreiche Wirken eines großen Herrschers in einem Lande feststellen müssen, „wo die Unreinigkeit der Einwohner und ihrer Hütten die westphälische übersteigt", seit Voltaires „Candide" das klassische Beispiel für Schmutz und Unkultur.

Wichtiger aber als dieser eine Bericht, der unter den übrigen als Extrem auffällt, ist die Tatsache, daß die Nachrichten der Reisenden im ganzen betrachtet von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer günstiger werden und daß der Förderung, die das Land durch die preußische Regierung erfuhr, immer lauter Beifall gezollt wird. So heißt es 1789 in der oberschlesischen Reisebeschreibung des Leutnants Hammard: „Es ist Wollust, unter einem Volke zu leben, das gleich diesem Zeuge der Gerechtigkeit und väterlichen Vorsorge

eines Königs ist, der von seinem Throne über die niedrigste Hütte seines Reiches wacht, Recht und Menschengefühl verbreitet. . . . Man wundre sich nicht, daß ich einer Betrachtung, die der Kultur des Landes gewidmet ist, das Recht und seine Pflege vorsetze. Ich kann mir ohnmöglich bei der größten Kultur eines Landes, bei allem Überfluß, den sich Fleiß und Betriebsamkeit aus reichen Quellen der Natur schaffen, Glückseligkeit eines Volkes denken, dessen Vermögen und Ruhe bei dem geringsten Fehltritt seines Besitzers unter der Schikane ungerechter Sachwalter und einer Regierung steht, deren Mitglieder aus diesem Orden in die Zahl der Richter aufgenommen werden." In diesen Sätzen kommt einer der stärksten und unmittelbarsten Eindrücke zu Wort, den die Reisenden von damals überall auf friedrizianischem Boden empfangen haben: der Eindruck von dem außerordentlich geweckten Rechts- und Gerechtigkeitsbewußtsein des preußischen Volkes. Zu derselben Zeit gibt ihn die Kurländerin Sophie Becker in dem Satze wieder: „Was mich hier sehr erfreut und als etwas Neues sehr gerührt hat, ist die Zuversicht, mit welcher das geringste Dienstmädchen von Recht und Gerechtigkeit spricht.... Ich segnete im Stillen den großen Mann: Friederich!"

Aber dies ist nicht der einzige Gegensatz, der dem Reisenden auffällt, wenn er die Grenze Polens überschritten und das polnische Gebiet betreten hat. Zöllner, dessen Briefe über Schlesien (1792) den versierten Reisenden von damals auf seiner Fahrt geleiteten, macht auf den bedeutenden Unterschied in der Zivilisation Oberschlesiens und des benachbarten Polens aufmerksam. „Überall", so notiert er, „fanden wir in den kleinen Dörfern wie in den kleinen Städten eine Unreinlichkeit, von der wir in Deutschland keinen Begriff haben und eine Armseligkeit, eine unteilnehmende Gleichgültigkeit, die das innigste Mitleid erregt." Das gemeine Frauenzimmer, „dessen Kamisol und Hemde wie aufeinander und beides auf die Haut geleimt" waren, erregt ihm dreifachen, fünffachen, siebenfachen Ekel.

Indessen beruht die Empfindung des Kontrastes von hier und dort, von Rechtsstaat und polnischer Wirtschaft, geordneten Verhältnissen und des Gehenlassens, der Fürsorge und Vernachlässigung mehr und mehr auf dem immer stärker in die Erscheinung tretenden Unterschied zwischen der Industrialisierung des preußischen Oberschlesiens und dem polnischen Unvermögen, die auch dort vorhandenen natürlichen Möglichkeiten technisch zu verwirklichen.

Schon bei Zöllner gewinnt in dieser Beziehung das Bild Oberschlesiens eine andere Physiognomie. Von nun an wird in den Reisebeschreibungen ein neuer Ton angeschlagen, der dann in einem Reisebericht aus den schlesischen Provinzialblättern von 1805 anschwillt zu einem überschwenglichen Hymnus auf den durch die oberschlesische Pforte in Deutschland einziehenden Industrialismus. Entzückt steht der Verfasser vor den Dampfmaschinen der 1802 in Betrieb gesetzten Königshütte: „Welch ein begeisterndes Werk, diese Zylindergebläse und der fürchterlich heulende Regulator! »Alles hast du unter seine Fürsorge getan, die Erde, das Wasser, die Luft!« ... Ja, ja, Oberschlesien ist und wird unser England durch Nachahmung jener englischen Erfindungen."

Mit der zunehmenden Industrialisierung Oberschlesiens ist aber auch das Selbstgefühl seiner Bewohner gewachsen. Am Ende einer langen Reihe wenig schmeichelhafter Vergleiche mit Feuerländern und Sibiriern, Kanadiern und Kalmüken oder welchen unsympathischen Ethnographien man sonst diese Vergleiche entnahm, steht das Goethewort von 1790 im Knappschaftsbuche von Tarnowitz: „Fern von gebildeten Menschen." Aber während früher die soviel gröberen Invektiven der Reisenden von den Angegriffenen geduldig hingenommen waren oder nur zaghafte Entgegnungen gefunden hatten, weckte der leichte, halbgutmütige Spott des Dichters den erbitterten Widerspruch des selbstbewußter und darum empfindlicher gewordenen Oberschlesiers. Jetzt entstehen Schriften wie die des Pastors Pohle in Tarnowitz: „Der Oberschlesier verteidigt gegen seine Widersacher" und die Beschreibung der Reise, welche der Breslauer Schummel 1791 durch Oberschlesien unternimmt, wird zu einer förmlichen Propagandaschrift nicht nur für das Land mit seinen reichen Bodenschätzen und Industrien, sondern auch für seine bisher so mißachteten Bewohner: „Auch ich verkannte Euch zum Teil", heißt es am Schlusse von Schummels Reise, „hier habt Ihr meine laute Ehrenerklärung! Möchte sie Euch für so viele erlittene harte Urteile einiger Ersatz sein und meine näheren Brüder, die deutschen Schlesier, zu wahrer Brüdergesinnung gegen Euch stimmen." Es ist auffällig, wie in den Reisebeschreibungen aus dieser Zeit, wo die aufkeimende Industrie zahlreiche Freunde nach Oberschlesien führte, die verdrossene Stimmung, die vorher in diesen Überlieferungen der Zeitgenossen herrschte, einer wesentlich versöhnlicheren Betrachtung der Dinge gewichen ist. Die schlesischen Provinzialblätter von 1805 bringen

sogar eine „Lustreise" durch Oberschlesien zum Abdrucke, in der der Verfasser erklärt, es sei die angenehmste und lehrreichste Reise gewesen, die er je in seinem Leben unternommen habe. Etwas gibt es allerdings in Oberschlesien, mit dem sich auch jetzt noch selbst der wohlwollende Reisende nicht zu befreunden vermag, das sind seine ländlichen Verhältnisse. Zwar gewähren die Lubowitzer Jugenderinnerungen Josefs von Eichendorff, aus denen seine spätere Schrift über das deutsche Adelsleben zu Ende des 18. Jahrhunderts hervorging, ein freundliches, an harmlosen, idyllischen Einzelzügen reiches Bild von dem oberschlesischen Landleben. Aber es ist das Landleben, gesehen aus der Perspektive des jungen, eingesessenen Seigneurs, dem sich die gewohnten heimischen Verhältnisse anders und nicht so kontrastreich darstellen, als dem Reisenden, der aus dem Westen kommt und für den sich in Oberschlesien ein schwer verständlicher Gegensatz auftut zwischen dem „düstern Gemälde der Sitten seines Landvolkes" und dem „wahrhaft großartigen Bilde seiner Landeskultur und Industrie". Dieser Gegensatz war erst zu überwinden und ist in immer stärkerem Maße überwunden worden durch die Wirksamkeit der Reform von 1807, die die bäuerliche Erbuntertänigkeit abschaffte und überhaupt „die Basis aller gesellschaftlichen Verhältnisse auf das wohltätigste veränderte".

In zweifacher Richtung hat die preußische Reform — und darin steckt der Kern des angeführten Urteils von Richard Holtze — die weitere zivilisatorische Entwicklung Oberschlesiens auf das wesentlichste beeinflußt. Einmal hob sie die Sonderverwaltung auf, unter der Schlesien im alten Preußen gestanden hatte. Weit wichtiger aber ist die zweite Wirkung der Reform, an der, wie alle übrigen, so auch diese Provinz Preußens partizipierte: die Beseitigung der ständischen Schranken, die bis dahin die beiden bedeutendsten Gesellschaftsklassen, nämlich Adel und Bauernstand, voneinander getrennt hatten und die in Oberschlesien schroffer gewesen waren als sonst irgendwo in den preußischen Landen. Erst nachdem der Staat den Bauer freigesetzt hatte, wurde es der sich immer mächtiger entfaltenden Industrie möglich, ausreichendere Kräfte zur Bewältigung ihrer immer größer werdenden Aufgaben zu gewinnen.

Es entstehen nun neue industrielle Schichten, die vom letzten ungelernten Arbeiter herauf bis zum technischen oder kaufmännischen Beamten und herauf bis zum obersten Leiter des einzelnen Industrie-

betriebes vielerlei Beziehungen materieller, geistiger, geselliger Natur zwischen den beiden bisher durch eine so tiefe Kluft geschiedenen Klassen der Bauern und Herren herstellen. Die vermehrten Bedürfnisse ziehen Kaufleute und Händler ins Land, veranlassen Handwerker in größeren Mengen sich in den aufblühenden Städten zu etablieren. Schulen aller Art werden begründet und mit dem 1816 eröffneten Gymnasium in Gleiwitz erhält der Industriebezirk seine erste humanistische Lehranstalt. Allmählich wächst als Zentrum dieser sich bildenden oberschlesischen Gesellschaft, deren Entwicklung wir fast schrittweise an der Hand der Lebenserinnerungen eines Max Ring oder Franz Lorinser, eines A. Oskar Klaußmann oder einer Valeska Gräfin Bethusy verfolgen können, auch eine „oberschlesische Intelligenz" heran, die nun ihrerseits bald wieder in der Lage ist, hervorragendere Vertreter in die Landeshauptstadt zu entsenden und so einen innigeren Konnex mit dem geistigen und künstlerischen Preußen herzustellen. Gegenüber dem eintönigen Bild, das die oberschlesische Gesellschaft im alten Preußen darbot, erscheint diese neue Gesellschaft bunt und nuancenreich in ihrer Zusammensetzung und Entfaltung. Der wirtschaftliche Aufschwung ließ in Oberschlesien jede neue Kraft zur Geltung kommen. Auch die in allen zeitgenössischen Überlieferungen hervorgehobene tolerante Stimmung, die unter den zu friedlicher, gewerblicher Arbeit vereinten Katholiken, Protestanten und Juden herrschte, hat die schnelle Bildung dieser oberschlesischen Gesellschaft erleichtert. Die gegenseitige Duldung kam aber nicht nur darin zum Ausdruck, daß etwa bei feierlichen Gelegenheiten Pfarrer, Pastor und Rabbiner als die Vertreter der drei Konfessionen durchaus gleichgeordnet nebeneinander fungierten, sondern, daß auch fast überall ein engerer Verkehr zwischen katholischen, protestantischen und jüdischen Familien stattfand. Dafür bieten namentlich die Jugenderinnerungen der Therese Schlesinger, der späteren Gattin Eduard Devrients, interessante Beispiele. Sie wissen von außerordentlich herzlichen Beziehungen, die zwischen den Angehörigen ihres Bruders, eines Bergbauunternehmers zu Babigora bei Ratibor und den benachbarten adligen Grundbesitzerfamilien angeknüpft wurden, zu erzählen.

Hatten Bauernbefreiung und Reformgesetzgebung die Form entwickelt, in der sich sozial der aufstrebende oberschlesische Industrialismus fassen ließ und damit die Angleichung der oberschlesischen an die Gesellschaft des übrigen Preußen gefördert, so

brachte die Umwälzung in den Verkehrsmitteln um die Mitte des 19. Jahrhunderts für Oberschlesien den völligen Anschluß an die damalige Volswirtschaft des gesamten Preußens und ihre weitere Entwicklung. Sie trat in Oberschlesien zuerst in Erscheinung mit der Eröffnung der Bahnlinien Breslau-Myslowitz und Kandrzin-Oderberg in den 40er Jahren, wurde aber völlig wirksam erst durch die in den 60er Jahren von dem „Eisenbahnkönig" Strousberg erbaute rechte Oderuferbahn. „Erst als die oberschlesische Eisenbahn", heißt es in einer Reiseskizze aus dem Jahre 1860, „den Anstoß zu gleichartigen Unternehmungen gab, seit Oberschlesien durch ein Netz von Eisen- und andern zweckmäßigen Straßen in den allgemeinen Weltverkehr hineingezogen worden ist, ward des Landes eigene Lebenskraft aus des langen Schlummers Bann erlöst, ist Licht in seine Verhältnisse gedrungen, hat sich der Gesichtskreis seiner Bewohner erweitert, erhielten seine Bodenerzeugnisse ihren heut so hohen Wert, werden Handelsblüte, Gewerbefleiß, Wohlstand und Sitte immer glänzendere Resultate einer Entwicklung, welche die letzten Jahrzehnte oberschlesischer Geschichte zu einer Apologie des modernen, zunächst auf materielles Wohlbefinden begründeten Fortschrittes macht."

Mit vollen Segeln ist dann auch Oberschlesien nach dem siegreichen Kriege von 1870 in die große Gründungsperiode der deutschen Industrie hineingegangen. Wie im übrigen Deutschland ergriff auch hier der Taumel die Gemüter. „Die Aktien der Königs- und Laurahütte", erzählt Klaußmann, „stiegen zu schwindelnder Höhe empor. Alles ging zur Börse, selbst Beamte mit kleinerem Einkommen, und mancher von ihnen hat nach dem »Krach« noch jahrelang seine Börsenspekulationen gebüßt, indem er bei den Bankiers Abschlagszahlungen auf seine Börsenschulden leisten mußte."

In derselben Weise wie Oberschlesien bei dem „großen Krach" von 1873 die Folgen der Krisen auf den übrigen deutschen Märkten nicht erspart blieben, so nahm seine Wirtschaft auch in gleicher Weise an dem darauf folgenden kräftigen Wiederaufschwunge der deutschen Volkswirtschaft teil. Es hatte sich gezeigt, daß das wirtschaftliche Schicksal Oberschlesiens von nun an auf Gedeih und Verderb unlöslich mit dem des übrigen Deutschlands verbunden war. Und nicht nur das wirtschaftliche Schicksal. Wenn früher der polnisch redende Oberschlesier, dessen Beherrschung der deutschen Sprache — um noch einmal Klaußmann zu Worte kommen zu

lassen — auf die Worte beschränkt war: „Potsdam laufen — ganzer Geld versaufen", sich gleichwohl mit Stolz als „Prussak" fühlte und die Bezeichnung „Pollak" als Beleidigung empfand, wenn, wie der alles andere als polenfeindliche Lorinser in seiner 1891 erschienenen Autobiographie berichtet, alle nationalpolnischen Werbungen wirkungslos abprallten an dem völligen Unverständnis und der völligen Interesselosigkeit des oberschlesischen Landvolkes für derlei Bestrebungen, so sind dies Zeugnisse für ein tief eingewurzeltes und fast instinktiv gewordenes Gemeinschafts- und Zusammengehörigkeitsgefühl des polnisch redenden Oberschlesiers mit dem größeren preußischen und deutschen Vaterlande, die keine noch so verwegene Propaganda wegzudisputieren und wegzudemonstrieren vermag. Denn diese Zeugnisse tragen den Stempel der historischen Wahrheit an der Stirn, der unvergänglicher ist als die polnische Agitation und die Ungunst der Stunde, in der wir leben. Sie reden von einem Gemeinschaftsgefühl, das nicht im Handumdrehen eingeflößt wird, sondern nur auf der Grundlage einer durch Jahrhunderte fortgesetzten, mühevollen zivilisatorischen Arbeit — und diese ist deutsch! — allmählich und organisch erwachsen kann, von einem Gemeinschaftsgefühl, für das die oberschlesischen Regimenter in zahllosen Schlachten des Weltkrieges gefochten und geblutet haben.

Friedrich Wilhelm Graf v. Reden, der Begründer der Montanindustrie Oberschlesiens.

Von **Geh. Rat Dr. K. Wutke,**
Direktor des Breslauer Staatsarchivs.

Verfolgen wir die Spuren, die in die Anfänge der heutigen Entwicklung des oberschlesischen Berg- und Hüttenwesens zurückreichen, dann lenkt sich unser Blick unwillkürlich auf den Mann, der als Schöpfer und Begründer der Montanindustrie Oberschlesiens in dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts und dem Anfang des 19. Jahrhunderts anzusehen ist und dem eine

dankbare Nachwelt, die Gruben- und Hüttengewerken, sowie die Knappschaften, i. J. 1852 auf dem Redenhügel bei Kattowitz ein Denkmal aus Erz errichtet hat. Es stellt den preußischen Bergwerksminister Friedrich Wilhelm Grafen v. Reden in Bergmannstracht dar, das Auge sinnend auf seine Schöpfungen gerichtet, die linke Hand auf einem ausgebreiteten Grubenriß ruhend, die rechte am Grubenhäckel, den linken Fuß auf eine Erzstufe gesetzt.

Preist man aber einen Reden als den Schöpfer und Begründer der oberschlesischen Berg- und Hüttenindustrie, so wie sich dieselbe bis auf den heutigen Tag entwickelt hat, dann darf man dabei auch seines Chefs und Amtsvorgängers, des preußischen Bergwerksministers Friedrich Anton Freiherrn v. Heinitz, nicht ganz vergessen, dessen Scharfblick und weise Bedächtigkeit mit kluger Hand den oft allzu ungestüm vorwärts drängenden schlesischen Berghauptmann vielfach unmerklich lenkte und zügelte, der die auf die schnellste Emporbringung des oberschlesischen Berg- und Hüttenwesens allein bedachten Pläne seines Untergebenen im Hinblick auf das Gesamtwohl des preußischen Staates und die zur Verfügung stehenden Mittel als Chef zu beeinflussen wußte, aber doch gern der bessern Einsicht des in der Praxis und in der Erfahrung gestählten Sachmannes nachgab, der diesem die Ehre der Ausführung und die Freude am selbstgeschaffenen Werke neidlos zuteil werden ließ und aus väterlicher Zuneigung, denn Reden war sein wie ein Sohn geliebter Neffe, sich still an dessen Erfolgen und Triumphen zu erfreuen vermochte. Es kam dabei öfter zu Meinungsverschiedenheiten zwischen Minister und Berghauptmann, aber schließlich fanden sich beide doch stets immer wieder zusammen; die neue Auffassung brach sich doch siegreich Bahn gegenüber den im Berliner Ministerium maßgebenden älteren Anschauungen. Denn Reden, ein unbedingter Bewunderer und Jünger des allerdings damals vorbildlichen englischen Bergwerks- und Hüttenbetriebs und seiner maschinellen Einrichtungen, wie des ganzen englischen Wesens überhaupt, wagte den epochemachenden Schritt von der Holzfeuerung zu der ausschließlichen Steinkohlenfeuerung, er löste damit die Hütte vom Walde los und setzte an Stelle der Wasserkraft und des Göpels zum Antrieb und zur Wasserlösung die Dampfkraft. Diese grundstürzende Neuerung erforderte aber auch neue Betriebseinrichtungen, warf die bisherigen Methoden um, verlangte bisher unbekannte große Geldmittel zur Durch-

führung und brachte Umänderungen auf allen Gebieten des Wirtschaftsbetriebes in Grube und Hütte.

Die oberschlesische Montanindustrie ist daher auch einem Heinitz zum mindesten Dank dafür schuldig, daß er als einflußreicher Minister und Chef seinem genialen Neffen die Wege zu ebnen stets bemüht gewesen ist und den kühnen Neuerer in seinem Vorgehen gefördert und gestützt hat. Als dann Reden Heinitzens Nachfolger geworden war (1802), konnte er nunmehr fast ungehemmt seine Ideen in die Wirklichkeit umsetzen. Der Zusammenbruch des preußischen Staates 1806/7 bereitete indessen seinem Wirken ein zu frühes Ende. Seine besten Schüler, wie ein Boscamp, Karsten, Gerhard, Einsiedel usw., waren dann bestrebt, in seinem Geiste weiter zu schaffen.

Friedrich Wilhelm Freiherr v. Reden[1]), geb. am 23. März 1752 zu Hameln an der Weser, entstammt einem uradligen hannöverschen Geschlecht. Bereits im 16. Lebensjahre widmete er sich dem Bergfach in Klausthal unter der Leitung seines Oheims, des Berghauptmanns v. Reden. Dann studierte er an den Universitäten Göttingen und Halle Jura und Kameralwissenschaften. Auf seiner Bildungsreise durch Frankreich und England traf er im Juli 1776 in London mit seinem Onkel, dem ehemals sächsischen Oberberghauptmann Freiherrn v. Heinitz, zusammen, der ihn in die englischen Wirtschaftsverhältnisse, besonders in Bergbau und Industrie einführte. Heinitz sollte fortan für Redens weiteren Bildungs- und Lebensgang von maßgebendem Einfluß werden. 1777 wurde nämlich Heinitz von Friedrich dem Großen in den preußischen Staatsdienst als Bergwerksminister berufen, um den Bergbau und die damit in Verbindung stehenden Betriebe neu zu beleben. Der König hatte an Heinitz einen guten Griff getan; er betraute ihn auch bald mit verschiedenen andern wichtigen Zweigen der Staatsverwaltung, und Heinitz ist als der hervorragendste Minister der friderizianischen Zeitepoche zu bezeichnen.

Reden weilte im Sommer 1778, wohl auf Anregung von Heinitz, zu seiner ferneren Ausbildung auf der Bergakademie zu Freiberg i. S. und betätigte sich besonders bei dem berühmten Geognosten Werner, als sein Onkel beim Könige seine Berufung als Oberbergrat am Berliner Berg- und Hüttendepartement erwirkte. Unter den Augen seines wohlwollenden, jedoch auch un-

[1]) Reden wurde 1786 zum Grafen ernannt.

parteiischen und hohe Anforderungen stellenden Onkels mußte Reden zunächst in den verschiedenen Partien der Berg- und Hüttenverwaltung die Beweise seiner Fähigkeiten erbringen. Nachdem er die Probe glänzend bestanden hatte, erfolgte am 21. Okt. 1779 seine Ernennung zum Direktor des schlesischen Oberbergamtes. Damit wurden ihm ganz neue Bahnen gewiesen, und Redens Name ist fortan untrennbar mit Schlesiens Bergbau und Hüttenwesen verknüpft worden. Zwar sind seine vielen Versuche, den alten Bergbau auf Metalle in den schlesischen Gebirgen wieder zu neuem Leben zu erwecken und ertragreich zu machen, nur von vorübergehendem Erfolge oder fruchtlos gewesen, um so großartiger gestalteten sich dafür seine berg- und hüttenmännischen Taten in Oberschlesien. 1781 wurde auf sein unablässiges Drängen die Wiederaufnahme des alten Blei- und Silberbergbaus bei Tarnowitz zur Ausführung gebracht und deutsche Bergleute aus Mitteldeutschland dazu herbeigerufen. Tarnowitz wurde sein Liebling, aber auch wegen der schwierigen Wasserverhältnisse auf viele Jahre sein Sorgenkind, ehe der Erfolg sich einstellte.

Mit rastlosem Eifer war Reden um die Entwicklung der Eisenhüttenindustrie in Oberschlesien bemüht. Er suchte sie durch Einführung der Steinkohlenfeuerung schon frühzeitig von der immer kostspieliger werdenden Holzfeuerung unabhängig zu machen; wo es anging, drang er darauf, daß die Hütten eigene Steinkohlengruben erwürben. Reden war im Gegensatz zu seinem Onkel kein großer Freund der Privatindustrie, weil diese nur von einem engherzigen Interessenkreis beherrscht wurde und unwirtschaftlich in kleinen Sonderbetrieben ohne irgendwelche größere Gesichtspunkte arbeitete. Deshalb suchte er nach Möglichkeit die private Tätigkeit auszuschalten und den Staatsbetrieb womöglich zur alleinigen Geltung zu bringen. Von diesem Gesichtspunkt aus war Reden z. B. auch gegen die Gründung des Stahlwerks Königshuld bei Wengern im Kreise Oppeln durch Breslauer Kaufleute, die außerdem vom Könige förmlich dazu gezwungen werden mußten. Auch die Eisenproduktion und der Eisenhandel unterlagen der behördlichen Aufsicht, weil Reden unnütze gegenseitige Konkurrenz durch Überproduktion und damit Verschlechterung der Qualität vermieden wissen wollte; eine eigene Eisenschaukommission hatte auf die gute Beschaffenheit des hergestellten Eisens zu wachen. Auf die Preisgestaltung des Eisens wollte Reden unmittelbaren Einfluß haben, um damit auf einen angemessenen Nutzen bei der Eisengewinnung

wirken zu können. Alles sollte von einem großzügigen Gedanken beherrscht sein, jeder einzelne Berg- und Hüttenbetrieb sich dem leitenden Gesichtspunkte, der von ihm als der Zentrale ausging, unterordnen zum Wohle des Ganzen und der Gesamtentwicklung der oberschlesischen Montanindustrie, die der englischen als ebenbürtig zum mindesten das die Ostseeländer beherrschende schwedische Eisen aus den preußischen Provinzen völlig zu verdrängen befähigt werden sollte.

Über allem diesem blieb Tarnowitz, weil sein Erstlingsfeld in Oberschlesien, seine „Puppe". Immer wieder strebte er dorthin, unablässig drängte er das Berg- und Hüttendepartement zur Bewilligung neuer Mittel für die Aufschließungsversuche. In den Gotthelfstollen hatte er sich förmlich verbissen. Volle 20 Jahre bedurfte es seines unbeugsamen Wagemutes und seines unerschütterlichen Vertrauens auf ein endliches Gelingen, bis endlich im Herbst 1806 der Durchschlag dieses Stollens mit Hilfe von Dampfmaschinen gelang. An die Aufstellung der ersten „Feuermaschine" auf dem Kontinent, die das größte Aufsehen bei allen Bergbauverständigen weithin erregte, knüpft sich auch der Besuch unsers großen Dichters Goethe mit seinem Mäzen, dem Herzog Karl August von Weimar, in Begleitung Redens Anfang September 1790 in Oberschlesien und Goethes viel verkannte und zu Unrecht angefochtene Eintragung ins Tarnowitzer Fremdenbuch:

„Fern von gebildeten Menschen am Ende des Reichs, wer hilft euch
Schätze finden und sie glücklich zu bringen ans Licht?
Nur Verstand und Redlichkeit helfen, es führen die beyde
Schlüssel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt."

Redens sanguinischer Charakter trug ihn über viele Enttäuschungen hinweg; frohen Herzens verfolgte er jedes Anzeichen einer günstigen Entwicklung seiner Schöpfungen. Fast prophetisch schrieb er schon i. J. 1787 in einem Bericht an den Minister: „Ich finde ein unbeschreibliches Vergnügen in der Vorstellung dieser vielleicht noch sehr entfernten Zukunft und freue mich im voraus der Zeiten, wo belebte Industrie, schnellere Zirkulation und Kultur diesen ungeachteten Winkel zur Perle der preußischen Krone erheben und dessen Bewohner aus armen, gedrückten Sklaven zu gebildeten und glücklichen Menschen umschaffen werden." Ebenso äußerte er im nächsten Jahre in einer Eingabe an den König, als er die Bewilligung außerordentlicher Mittel zur erhöhten Beschleunigung der geplanten Unternehmungen erbat: „Ich traue

mir zu erweisen, daß, sobald Eurer Kgl. Majestät alles belebender Blick und kräftige Unterstützung auf diese mit so vielen Naturschätzen beglückte Gegend zugerichtet ist, solche binnen kurzem sich als die Perle in der Krone des Herzogtums Schlesien zeigen wird."

1789/1790 unternahm Reden eine neue Belehrungsreise nach England und Schottland, um vor allem das Maschinenwesen dort zu studieren. Das Ergebnis für seine weitere Ausbildung und damit zum Nutzen Oberschlesiens ist nicht hoch genug zu veranschlagen. Reden erwarb sich nunmehr den allgemeinen Blick, dessen bisheriges Fehlen ihm sein Freund Freiherr vom Stein, der spätere Schöpfer der städtischen Selbstverwaltung in Preußen, vorgeworfen hatte; er vermied von nun an auch mehr den Hang, alles selber machen zu wollen und bei allem zugegen sein zu müssen. Es gelang ihm, Ausführung der Pläne durch persönliche Gegenwart und Leitung der ausgeführten Pläne in der Entfernung zu vereinigen, ohne dabei zu vorschnell zu sein, vielmehr eine Idee nach der andern zu entwickeln und nach ihrer Ausreifung in der Wahl seiner Mitarbeiter die nötige Vorsicht walten zu lassen.

Der Reichtum Oberschlesiens an Holz und das Vorkommen von Raseneisenerzen und von Eisen in den Keuper- und Juraschichten des nördlichen Waldlandes im Gebiete der Malapane hatten schon frühzeitig zu der Anlage von Eisenhütten geführt. Im Jahre 1703 wurde der erste Holzkohlenhochofen in Althammer in Betrieb gesetzt. Zu Beginn der preußischen Herrschaft waren in Schlesien etwa 12 Hochöfen, 34 Luppenfeuer, 28 Frischfeuer und 37 Hämmer in Tätigkeit. Während der friderizianischen Zeit vermehrte sich die Zahl der Hochöfen auf 44. Es entstanden die kgl. Hütte zu Malapane, die Kreuzburger Hütte, das Frischfeuerwerk zu Dembiohammer u. a. m. Sie gehören heute der Geschichte an. Mit dem Auftreten der Steinkohle konnte die Holzkohle, wie bereits oben geschildert, einen Wettbewerb nicht aufnehmen, doch es bedurfte großer Anstrengungen, um die ungeheure Überlegenheit der Steinkohle für den Berg- und Hüttenbetrieb zur Geltung zu bringen. Äußerte doch noch 1754 der Graf Henckel-Beuthen: Steinkohlengruben befänden sich bei den Eisengruben, sie seien ihm aber mehr schädlich als nützlich, da sie ihm die Ausnützung seiner Forsten schmälerten.

Dann aber trat die Steinkohle ihren Siegeslauf an, als Reden durchsetzte, daß der Staat eigene Kohlenbergwerke in Betrieb nahm, um die neue Hochofenindustrie durch die in eigenem Betrieb

verbrauchte Steinkohle nicht vom Marktpreis abhängig zu machen. Es entstanden die Friedrichsgrube, die Königsgrube, die Königin Louisengrube, es entstand der großartige Tiefbau. Durch die Aufstellung der aus England bezogenen und sogleich in oberschlesischen Hütten selbst hergestellten Dampfmaschinen gelang die Bewältigung der unterirdischen Gewässer. Damit war ein Umschwung erreicht, der ein weiteres planloses, oberflächliches Abbauen der zu Tage tretenden Kohlenflötze seitens der Grundbesitzer unwirksam machte, die Großgrundbesitzer und die andern Unternehmer zwang, nach dem Vorbilde der großen königlichen Gruben ihrerseits Tiefbauunternehmungen planmäßig vorzunehmen, wollten sie auf dem Kohlenmarkte leistungsfähig bleiben oder auftreten.

1796 wurde in Gleiwitz der erste Kokshochofen des Festlandes errichtet und mit einer Gießerei verbunden, deren Gebläse durch die Wasserkraft des Klodnitzflusses getrieben wurden. 1797 wurde bei Lagiewnik die Königshütte mit dem ersten durch Dampfzylindergebläse betriebenen Hochofen ins Leben gerufen. Die Hütte war so nahe als möglich an die Grube gelegt worden. Beide wurden durch einen nach der Hütte zu abfallenden Schienenweg miteinander verbunden, so daß die Kohlen aus dem Schacht unmittelbar in die Kohlenwagen gestürzt nnd nach der Koksbank gebracht werden konnten. Alles heute Selbstverständlichkeiten, damals aber eine ungeheure Neuerung, ein gewaltiger Fortschritt. Die Kraft- und Rohstoffe, sowie die Materialien, also Steinkohle, Eisenerz und Kalkstein, lagen auch örtlich so dicht beieinander wie sonst möglich, und alles war dazu in einer Hand, welche die Herstellungskosten durch dieses Zusammentreffen aller Betriebsmaterialien auf ein Mindestmaß herabzudrücken bei größtmöglicher Produktionsfähigkeit imstande war, unabhängig von allen Zufälligkeiten der Preis- und Marktlage.

Die Hauptsorge war nur noch, wie man am billigsten und besten die gewonnenen Hüttenprodukte auf den Markt bringen könne. Die ungünstige geographische Lage ist ja immer ein Hindernis für den Wettbewerb der oberschlesischen Industrieprodukte und deren Absatzmöglichkeiten bis zum heutigen Tage gewesen. Und doch kam man damals ihrer Lösung schon um ein bedeutendes Stück näher. 1800 wurde der Klodnitzkanal fertiggestellt, und damit war das Kohlenrevier mit der Oder verbunden. Die oberschlesische Steinkohle konnte nunmehr auf der

Oder nach Breslau und Berlin, nach Hamburg und Stettin herabschwimmen, die Konkurrenz mit der englischen aufnehmen.

Welch ein stolzer Triumph für Reden! Für Oberschlesien bedeutete es den Anfang einer Weltenwende. Denn nun vollzog sich das Abwandern der Industrie nach dem südlichen Teil Oberschlesiens in die Steinkohlenzone. Während vordem die Kohle mit großen Kosten und unter vielen Schwierigkeiten bei den schlechten Verkehrswegen hatte zur Hütte gebracht werden müssen, wanderte nunmehr das Erz zur Kohle, die Hütte, das Hochofenwerk schmiegte sich dicht an die Grube an.

Durch die vielfältige Vertretung des alternden Ministers namentlich in der Bereisung und Recherchierung der Bergwerke und Hüttenanlagen in den verschiedenen Provinzen des preußischen Staates bis nach Westfalen und an den Rhein hin wurde Reden mitunter auf längere Zeit von seiner Hauptwirkungsstätte Oberschlesien ferngehalten. Sobald er aber es konnte, eilte er dorthin zurück, um mit einem gewissen Zärtlichkeitsgefühl sich an den Fortschritten seiner Schöpfungen zu erfreuen, wo es not war, noch unmittelbar die Hand anzulegen. Eigentlich hatte Reden dort oben sein Haupttagewerk geleistet, da er die Verwirklichung der von ihm vertretenen Wirtschaftsprinzipien durchgesetzt, die Vereinigung von Steinkohlenbergwerk und Hüttenbetrieb vollzogen hatte. In seinem Sinne waltete jetzt in Tarnowitz der tüchtige Bergrat Karl Friedr. Aug. v. Boscamp († 1830), dessen höchstes Ziel war, nützlich zu sein, wenn auch unberühmt, als Nachfolger in die Fußtapfen seines berühmten Vorbildes zu treten und ihm nachzuahmen.

Als Heinitz am 15. Mai 1802 die letzte Schicht verfuhr und seinen müden Händen der Dirigentenstab entglitt, galt es für ausgemachte Sache, daß Reden sein Nachfolger als Chef des gesamten preußischen Berg- und Hüttenwesens würde. Als Minister hat Reden doch nicht seinen unvergleichlichen Onkel zu erreichen vermocht, dazu war er zu wenig Verwaltungsbeamter, er blieb zu sehr praktischer Bergmann, der alles mit eigenen Augen sehen und überall zugegen sein mußte. Darunter litt leicht das Ganze, obgleich Reden sich in Einzelbetätigung auch am Schreibtisch aufrieb. Diese Mängel in der Geschäftsführung hielt ihm auch sein bis zur Rücksichtslosigkeit offener Freund Stein, der inzwischen gleichfalls Minister geworden war, in einem Schreiben vom 29. Januar 1805 unter Angabe der einzelnen Punkte offen vor.

Darunter befand sich auch der Vorwurf, daß Reden seinen bisherigen Posten eines schlesischen Oberbergamtsdirektors noch nicht wieder besetzt habe.

In der Tat war Reden sein eigener schlesischer Berghauptmann. Diese Partie wollte er keinem andern anvertrauen. Die Verwaltung des Breslauer Oberbergamts überließ er dem Bergjuristen Steinbeck d. Älteren; die Ober- und die technische Leitung blieb in seinen Händen. Denn immer von neuem zog ihn die altgewohnte Wirkungsstätte an. Seine oberschlesische Reise, die er im Herbst 1802 mit seiner jungen Gattin von Hütte zu Hütte, von Bergwerk zu Bergwerk machte, glich einem Triumphzuge, überall wurde er von den Bezeugungen ungeheuchelter Liebe und Verehrung seitens der Beamten und Knappschaften empfangen. Frohen Auges durfte er von den Fortschritten seiner Schöpfungen sich aller Orten überzeugen. Nur eins bedrückte ihn während der Fahrt: die Sorge um einen geeigneten, tüchtigen Nachwuchs, um dessen Sicherstellung er sich eifrig bemühte. Allerdings dem Sterne Reden sollte zunächst kein gleichwertiger nachstrahlen, die „neue beglückende Sonne", als welche der einflußreiche Kabinettschef Beyme Reden nach Heinitz' Tode gepriesen hatte, sollte auch bald erlöschen und Reden der letzte preußische Bergwerksminister sein.

Ende 1803 befuhr Reden abermals die oberschlesischen Reviere, ebenso im Herbste 1804 und im Oktober 1805, wo er eine neu aufblühende Industrie, die bald Weltruf erlangen sollte, in der Zinkhütte zu Wessola zu besichtigen Gelegenheit nahm. Im September 1806 war er wieder in Gleiwitz, in Zabrze und Umgegend, in Königshütte und Tarnowitz. Am 4. Oktober erfolgte unter großem Gepränge die Einweihung des Gotthelfstollens auf dem Durchschlage zu Tarnowitz. Dann besuchte er noch die Friedrichsgrube, die Friedrichshütte, Malapane und weilte am 14. Oktober, an welchem Tage die friderizianische Monarchie in der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt zusammenbrach, auf der Kreuzburger Hütte. Sobald Reden die Schreckensnachricht erhalten hatte, eilte er nach Berlin, um in diesen Tagen allgemeiner Kopflosigkeit an der Spitze seines Ministeriums zu sein. Reden sollte sein geliebtes Oberschlesien nicht wiedersehen.

Der durch den Tilsiter Friedensschluß um seine westelbischen Länder und die ehemaligen polnischen Gebietsteile beraubte preußische Staat bedurfte jetzt keines eigenen Bergwerksministers mehr. Durch Kabinettsorder vom 26. August 1807 erhielt Reden

seine Entlassung aus dem preußischen Staatsdienste. Er lebte fortan meist auf seinem Gute Buchwald i. Riesengebirge in stiller Tätigkeit, aber in regem privaten Verkehr mit seinen geliebten „Schwarzröcken", die nicht müde wurden, dem ehemaligen Chef die Beweise dankbarer Treue abzulegen.

An seinem Teile trug auch Reden zum Wiederaufbau des preußischen Staates durch unablässiges Wirken bei. Er scheute auch keinen Augenblick, seine patriotische Gesinnung durch die Tat zu erweisen. Rebus angustis animosus atque fortis, hatte ihm sein Freund Itzenplitz, einer der Führer des wiedererwachenden Preußen, in jenen Tagen der Schmach zugerufen.

Er stand auch während dieser schweren Zeit in eifrigem Briefwechsel mit seinem alten Freunde Stein, der unverzagt gegen Napoleons Gewalttätigkeiten und brutale Übergriffe ankämpfte, um das zertretene Preußen wieder aufzurichten. Unbekümmert um das eigene Wohlergehen brachte er den von Napoleon geächteten und für vogelfrei erklärten Stein von Buchwald aus, wohin derselbe am 9. Januar 1809 geflüchtet war, über die Grenze in Sicherheit, obgleich im nahen Hirschberg französische Garnison lag; desgleichen bewerkstelligte er am 14. Sept. 1810 eine heimliche Zusammenkunft zwischen Stein und Hardenberg, dem nunmehrigen Leiter der preußischen Geschicke, in Städtisch-Hermsdorf bei Landeshut. In Oberschlesien wurden unterdessen in aller Stille die Waffen geschmiedet, um noch einmal mit dem Erbfeind die endgültige Abrechnung vorzunehmen. Reden erlebte noch Deutschlands Befreiung durch die beispiellose Volkserhebung von 1813 und die Wiederherstellung des preußischen Staates. Er starb am 3. Juli 1815, nachdem ihn noch die Kunde des herrlichen Sieges bei Belle-Alliance erfreut hatte, sanft bei vollem Bewußtsein. Die Bergbeamten, Häuer und Bergleute aus dem nahen Bergamte Waldenburg geleiteten die irdische Hülle ihres unvergeßlichen Chefs am 7. Juli zu ihrer letzten Ruhestätte im Schloßpark von Buchwald.

Wenn man die heutige Entwicklung der oberschlesischen Montanindustrie mit dem Zustand während der friderizianischen Epoche vergleicht, ist man leicht geneigt, mit einem gewissen nachsichtigen Lächeln auf die bescheidenen Anfänge und Ansätze jener Zeit, wie sie mit dem Namen Redens verknüpft sind, herabzuschauen. Gewiß hat damals die oberschlesische Industrie gegenüber jetzt noch in den Kinderschuhen gesteckt. Sie hat aber in

Reden einen hervorragenden Lehrer und Meister gefunden. Der Eintritt in die Mündigkeit erfolgte i. J. 1852 mit der neuen Berggesetzgebung, durch die das bisherige Direktionsprinzip sein Ende fand, die Fesseln der staatlichen Bevormundung gelöst wurden und die Privatinitiative Bewegungsfreiheit zu ungehinderter Entfaltung fand. Ein weiterer ungeahnter Aufschwung erfolgte sogleich, als mit der Einführung der Eisenbahn Oberschlesien mit dem Herzen Deutschlands und den deutschen Häfen verbunden wurde.

Durch seine ganze kulturelle Entwicklung ist Oberschlesien mit Deutschland verbunden. Mit allen seinen Lebensadern ist daher Oberschlesien ein untrennbares Glied des deutschen Reiches geworden und müßte verkümmern, wenn diese ihm unterbunden würden. Die Oberschlesier sind vornehmlich durch das Aufblühen der oberschlesischen Montanindustrie, dieser deutschen Kulturtat, wie Reden schon vor fast 1½ Jahrhunderten prophezeit hatte, „aus armen gedrückten Sklaven zu gebildeten und glücklichen Menschen" umgeschaffen worden; sie müßten nach dem Naturgesetz in den früheren Zustand zurückfallen, wenn ihnen die Verbindung mit dem Mutterlande ihrer Kultur abgeschnitten, „die Perle in der Krone des Herzogtums Schlesien" herausgerissen wird. Die oberschlesischen Berg- und Hüttenleute werden sich aber zu allen Zeiten des Begründers und Schöpfers ihrer Industrie, eines Friedrich Wilhelm Grafen v. Reden, in besonderer Dankbarkeit erinnern, da er die Grundlage zu ihrem Dasein geschaffen hat.

Ablaß und Kirmes in Oberschlesien.

Von **Dr. Johannes Chrząszcz.**

Der Oberschlesier ist von Natur religiös und freudig gestimmt. Die Religiosität beschränkt sich nicht auf das Innere, sondern strebt nach außen und betätigt sich besonders im Gebet und Opfer. Man könnte das oberschlesische Volk mit dem israelitischen Volk im Alten Testamente vergleichen. Auf beiden Seiten erscheint die Religion in den Vordergrund gerückt, sie beherrscht das ganze Leben. Die Religion ist aber die freudige Hingabe an

Gott. Dem Israeliten war es Herzensbedürfnis, im Gebet und Gesang aufzujauchzen zum Allerhöchsten und, nachdem das Opfer dargebracht war, die übrig gebliebenen Anteile am Opfer freudig und gemeinsam zu verzehren. Zuerst Gebet und Opfer, dann freudiges Gastmahl im Kreise der Familie und der Angehörigen.

Die innige Verbindung zwischen Gebet, Opfer und zwischen Gastmahl tritt in lebhafte Erscheinung bei unseren Oberschlesiern. Es geschieht dies an zwei Festen, welche von jeder Gemeinde, von jeder Familie, ja von jedem einzelnen im Laufe des Jahres gefeiert werden, am Ablaß und an der Kirmes.

Was ist der Ablaß? Nach der Lehre der katholischen Kirche nicht etwa Vergebung der Sünden, nicht Vergebung der ewigen Strafen, noch viel weniger Vergebung der zukünftigen Sünden, sondern er ist die Vergebung der zeitlichen Strafen für die Sünden, welche Gott durch das Sakrament der Buße bereits nachgelassen hat. Die Sünde ist nachgelassen, die zeitliche Strafe ist geblieben. Aber durch den Ablaß wird auch letztere hinweggenommen, so daß zwischen Gott und dem Menschen nicht der geringste Schatten mehr besteht. Der Oberschlesier ist religiös gesinnt und sucht Abläße zu gewinnen. Am Ablaßfeste hat er dazu Gelegenheit. Das stimmt zu Ernst und Buße, dann aber zur Freude und zu innerem Frieden. Ablaß heißt Odpust.

Am Ablaßfest wird der Heilige gefeiert, welchem die Pfarrkirche geweiht ist. Es kann vorkommen, daß eine Pfarrkirche mehrere Abläße feiert, wenn zu dem Hauptheiligen noch andere Heilige hinzutreten, denen ein Altar, eine Bruderschaft, eine hervorragende Reliquie gewidmet ist. Mir ist eine Pfarrkirche in Oberschlesien bekannt, welche jedes Jahr wenigstens fünf Ablaßfeste feiert, und zwar jedesmal unter großem Andrang des Volkes.

In Oberschlesien ist der Kirchenpatron zugleich Ortspatron. Daraus ist ersichtlich, daß das Ablaßfest in erster Linie ein religiöses ist. Die Gläubigen erscheinen zur Beichte und zur Kommunion, an manchen Ablaßfesten müssen viele Geistliche Aushilfe im Beichtstuhle leisten. Ein Ablaßfest ohne Beichte und Kommunion ist in Oberschlesien undenkbar. Auch muß ein fremder Geistlicher die Predigt halten. So gern das Volk seinen Pfarrer hört, an einem Tage, am Ablaßfeste, verlangt es einen fremden Prediger, und es würde es seinem Pfarrer übel nehmen, wenn er nicht für einen solchen sorgen möchte. In der Regel wird ein Pfarrer oder ein Geistlicher aus demselben Archipresbyterat be-

traut, oder auch ein Franziskanerpater. Man kann sogar sagen, daß niemand so gern gehört und gesehen wird, wie der Franziskanerpater vom St. Annaberg, aus Neustadt, Panewnik, Borek. Die Herzen der Gläubigen gehen auf, wenn sie auf der Kanzel einen fremden Geistlichen erblicken, der ihnen die ewigen Wahrheiten mit beredtem Munde verkündet und den Heiligen erhebt, dem die Kirche geweiht ist. Der Gesang in der Kirche rauscht dahin wie das Rauschen gewaltiger Wasser, denn die Kirche ist gedrängt voll und alle loben mit einer Stimme Gott und seine Heiligen. Nach dem Hochamt ist die Prozession.

Der Gottesdienst am Ablaßfest dauert lange, zwei Stunden und darüber, etwa von 10 Uhr bis gegen 1 Uhr.

Nach dieser tiefreligiösen Erhebung strömt alles nach Haus, die Parochianen, die Gäste. Im Pfarrhause versammeln sich die Geistlichen, die bis dahin des Tages Last und Hitze getragen, zu einem fröhlichen Mahle. Das Bewußtsein: „Wir haben gearbeitet für Gottes Ehre und Herrlichkeit", erzeugt eine freudige Stimmung, die während des Gastmahles noch gesteigert wird. Der Gastgeber, das ist der Pfarrer, dankt mit herzlichen Worten dem Ablaßprediger und dem Cantator, das ist dem Geistlichen, der das Hochamt gehalten hat, der aber jetzt frühstückt, weil er vor dem Hochamt nicht das Geringste an Speise und Trank genießen durfte. Nun erhebt sich aus der Reihe der älteren Geistlichen der eine oder der andere und spricht: „Das schöne Ablaßfest heute haben wir nächst Gott unserem Gastgeber zu verdanken. Ihm danken wir für alle Mühe und für die Erquickung, die er nun durch das jetzige Mahl uns bereitet hat."

Ein Ablaßfest zieht große Scharen des Volkes selbst aus großer Ferne heran. In der Regel wird es im Sommer abgehalten. Die Kirche faßt nicht die Menge der Gläubigen, der Kirchhof um die Kirche herum ist gleichfalls dicht besetzt. Und wie ergreifend ist die Prozession! Die Fahnen wehen voran, die Kerzen brennen in den Händen der Honoratioren, unter einem kostbaren Baldachin trägt der Celebrans das Allerheiligste. Christus schreitet mitten unter seinem Volke und segnet es. Die Musik, des Oberschlesiers höchste Wonne, verbunden mit dem Gesang der ungezählten Schar der Gläubigen, ergreift auch das kälteste Herz. Das Ablaßfest ist ein Triumph der alles beherrschenden Religion.

Vom Ablaßfest unterscheidet sich in Oberschlesien wesentlich die Kirmes, Kiermasz. Kirmes ist abzuleiten von Kirchmesse.

Es ist ein reines Familienfest, das aus zwei Teilen besteht, der Totenfeier und dem Gastmahl.

Eine jede Kirche feiert das Fest der Kirchweihe, Dedicatio ecclesiae, während das Ablaßfest, Patrocinium ecclesiae, Schutzfest des heiligen Patrons der Kirche genannt wird.

Das Ablaßfest findet in der Regel an einem Sonntag statt, es kann aber auch an einem Wochentage abgehalten werden. So wird beispielsweise das Fest des hl. Valentin in Kerpen bei Oberglogau, das Fest des hl. Urbanus in vielen Gemeinden stets an dem Kalendertage begangen, auch wenn dieser ein Aschermittwoch oder ein Freitag wäre. Dagegen wird das Kirchweihfest, die Kirmes, stets an einem Sonntag, und zwar zum Andenken an die Weihe der Kirche, wie schon der Name sagt, im Herbst gefeiert.

Die Ernte ist vollendet oder der Vollendung nahe, das Getreide ist in der Scheuer, die Kartoffel im Keller, das Heu auf dem Boden. Der Landmann übersieht den Ertrag seiner Arbeit und frohlockend blickt er in die Zukunft. Da drängt es ihn, Gott zu danken nicht nur am Erntedankfeste, sondern auch am Kirmessonntag, ja gerade am Kirmessonntag, weil er an diesem Tage seine Verwandten um sich versammelt und mit ihnen Umschau hält über die Lage, in der er sich befindet.

Am Kirmessonntag hält der Pfarrer feierlichen Gottesdienst, aber es erscheint kein fremder Priester zur Aushilfe, es kommen keine Gäste in die Kirche. Die Parochianen allein sind zum Gottesdienst versammelt. Nachmittags ist die Vesperandacht. Auch diese hält der Pfarrer allein ab.

Doch siehe, was geschieht? Das Dorf beginnt sich gegen 3 Uhr oder schon etwas früher zu beleben. Das Tor der Gehöfte, bisher verschlossen, öffnet sich und hineinfährt ein Wagen auf den anderen. Die Verwandten kommen an. Je reicher der Bauer, je ausgedehnter seine Verwandtschaft ist, um so größer ist auch die Anzahl der Wagen. Und diese Wagen sind blank gescheuert, die Pferde geputzt und geschmückt. Die Insassen haben den größten Staat angelegt, denn die Ernte ist vorüber und neue Kleider sind angeschafft worden. Es kommen nur Verwandte zusammen, kein Fremder ist zugegen. Viele von ihnen waren schon zum Ablaß auch hier, aber jetzt kommen alle, möglichst alle. Es ist ein Familienfest, eine Familienfeier. Mit welcher Sehnsucht werden die Verwandten erwartet! Mit welcher Freude sehen sie

sich wieder! Ein Mahl ist schon bereitet, aber ein einfaches Mahl. Denn das Hauptmahl ist für morgen, den Montag, aufbewahrt.

Die fleißige Hausfrau legt auf den Tisch ganze Berge von Kuchen, stellt dazu Kaffee, Bier. So sammeln sich die Verwandten, es wird allmählich Abend. Nach dem Abendbrot begibt man sich zur Ruhe. Die Männer schlafen auf Stroh, gehen auf den Heuboden, schlafen prächtig, da sie nur geringe Ansprüche auf die Bequemlichkeit des Lebens erheben und ohnehin gewöhnt sind, besonders in heißen Sommermonaten, in der Scheune oder auf dem Heuboden zu schlafen. Die Frauen finden in der Küche, in der Kammer oder in der von den Männern geräumten Wohnstube Unterkunft.

Während am Sonntagnachmittag des Kirmestages die älteren Festgenossen daheim bleiben, geht die Jugend zum Tanze. Am Ablaßfeste durfte nicht getanzt werden, aber am Kirmestag ist der Tanz das ersehnte Vergnügen, bei welchem die Tänzer und Tänzerinnen nach den Familien gesondert erscheinen. „To są od Hupki, to są od Wioski, to są od Frydrycha" heißt es: „Diese sind von Hupka, diese von Wioska, diese von Friedrich." Daß die reichen Bauernsöhne und die reichen Bauerntöchter auch zeigen, daß sie reich sind und reiche Verwandte haben, ist selbstverständlich. Das zeigt ihr ganzes Auftreten.

Der Tanz dauert aber nicht lange. Gegen 8 Uhr ist alles zu Ende. Gruppenweise gehen Tänzer und Tänzerinnen nach Hause, immer die Verwandten zusammen, so daß Ungehörigkeiten schon durch die Verwandtschaft verhindert werden. Die Volkssitte ist ein eisernes Band, das nicht durchbrochen werden kann.

Die Frauen und Mädchen haben nur eine kurze Ruhe. Denn sobald der Sonntag mitternachts 12 Uhr vorüber ist, machen sie sich daran, zum zweiten Male Kuchen zu backen, damit die Gäste am Kirmesmontag ganz frischen erhalten.

Der Kirmesmontag ist nun gekommen. Das ist der wichtigste Tag im ganzen Jahre für die Verwandtschaft. Um 8 oder 9 Uhr, je nach Gewohnheit, begeben sich die Gäste, Frauen und Männer, Jünglinge und Jungfrauen, in die Kirche zum Gottesdienst. Hier wird das feierliche Requiem für die Verstorbenen der Parochie, also für die verstorbenen Angehörigen der Familien der Parochie abgehalten; alle gehen zum Opfer um den Altar herum. Nach beendigtem Requiem ist feierliche Prozession um die Kirche auf dem Kirchhof. Alle sind ernst gestimmt, erschüttert durch den

gewaltigen Inhalt des Totenliedes: Boże sędzio sprawiedliwy, Gott, Du gerechter Richter, dem volkstümlichen „Dies irae, dies calamitatis et miseriae“. Niemand versäumt es, bevor er nach Hause geht, auf den Gräbern der lieben Toten, der Verwandten, niederzuknien und für die Seelenruhe der Abgeschiedenen zu beten.

Die Totenfeier ist beendet. Im Hause des Gastgebers wird es lauter und lauter. Die Verwandten sind nun alle da. Das Festmahl ist bereitet. Die Gäste, die in der Kirche ernst gekleidet waren, legen jetzt die schönsten Kleider an wie zur Hochzeit. Ein langer Tisch ist in der Hauptstube aufgestellt, kaum haben die Gäste Platz auf Stühlen und Bänken. Auf der einen Seite des Tisches sitzen die Männer und Jünglinge nach dem Alter geordnet, ihnen gegenüber die Frauen und Jungfrauen. Es sind alles Verwandte, nahe Verwandte. Da wird ein freies Wort nicht übelgenommen. Das Festmahl beginnt und endet mit Gebet.

Die fleißige Hausfrau, die Mutter der Kinder des Hauses, bringt nun, unterstützt von ihren Töchtern und einigen Angehörigen, die Suppe mit Nudeln oder Reis. Die Nudelsuppe darf niemals fehlen. Überhaupt ist die Speisenfolge durch Herkommen so geregelt, daß sie eine feststehende ist. Dann kommt als erster Gang die Schüssel mit Rindfleisch, dazu eine Sauce von Pfefferkuchen, moczka z pierniku, und eine Sauce von Kreen, moczka z krzonu, dazu Brot. Kartoffeln fehlen, sie dürfen beim Festmahl überhaupt nicht erscheinen. Dafür ist Brot da.

Es folgt der zweite Gang. Ein Braten von Kalbs- oder Schweinefleisch; statt der Sauce dient meistens das Fett des gebratenen Fleisches, dazu Brot und vielleicht doch noch eine Sauce. Denn die Hausfrau ist erfinderisch in Bereitung von Saucen. Statt des Brotes werden auch Klöße gereicht, aber niemals die sogenannten Buchten (buchty). Reiche Gastgeber bringen überdies gebratenes Geflügel, Gänse, Hühner, Enten auf den Tisch.

Als Getränk ist Branntwein verpönt, das einfache Bier aus der Schloßbrauerei in Oberglogau oder sonst aus einer Schloßbrauerei oder Dorfbrauerei, frisch bezogen und im Hause abgefüllt, mundet vortrefflich den Gästen.

Nun wird der Tisch abgeräumt, es folgt der Nachtisch. Eine Menge von Kuchen wird aufgetürmt, der Krug mit dampfendem Kaffee geht in der Runde. Das ist die Vesper. Um 6 Uhr ist Abendbrot, bestehend aus Braten, dazu Bier, Kuchen, Brot.

Die Jugend sieht dem Ende des Mahles mit Ungeduld ent-

gegen. Denn schon hört man die Musikanten. Zum Tanz eilt, wer tanzen kann. Heut ist der große Tanz, der feierlichste Tanz im Jahre. Manche junge Leute sind im Tanze berühmt, heute können sie ihre geschmeidige Kunst zeigen. Wie die Mädchen geschmückt sind! Wie pocht ihr Herz dem Bräutigam entgegen! Denn aus der Reihe dieser bekannten Familien, insofern die Verwandtschaft nicht hindert, und nicht aus weiter Ferne, wird der Bräutigam genommen.

Groß ist das Festmahl am Ablaßfeste, aber noch größer am Kirmesmontag. Am Ablaßfeste durfte, wie schon erwähnt, nicht getanzt werden, aber heute schwimmt alles in Freude. Taniec to nie robota, kto nie umie, to sromota: Der Tanz ist keine Arbeit, wer aber nicht tanzen kann, hat Schande. So lautet ein oberschlesisches Sprichwort.

Damit auch die Kinder nicht zu kurz kommen, ist für sie Kinderball, klepacz, in einem Hause eingerichtet. Da werden schnell Tische, Stühle, Geräte aus der Stube geschafft, ein Musikant ergreift die Geige oder, was häufiger ist, eine Harmonika und spielt den Kindern zum Reigen. Zu was für einem Reigen? Zu einem Reigen ohne Kunst, ohne Einübung, die Kinder sind ihrer Lebenslust überlassen, und nachdem sie eine Weile herumgetollt sind, kehren sie hungrig und entzückt von den herrlichen Klängen der Harmonika in das Elternhaus zurück. War das eine schöne Kirmes, spricht das eine Kind zum anderen, Knabe zum Knaben, Mädchen zum Mädchen. Ein reichliches Abendbrot, für Kinder Kaffee und Kuchen, beschließt den fröhlichen klepacz.

Ich, der ich dieses schreibe, blicke auf die Vergangenheit zurück. Meine Gedanken schweifen zu den alten Griechen. Mit bitteren Zähren wurden die Toten beklagt: „Und gerührt mit jammernden Tönen sangen sie Trauergesang" ... (Homer). Wie ergreifend ist die Totenklage der Andromache, des Priamos um Hektor! Dann aber, nachdem sie mit Tränen sich gesättigt, feierten sie stattlichen Festschmaus in Priamos' Hause.

Nun, am Feste der Kirmes wird der Toten gedacht, dann kommt aber die Lebenslust zur Geltung beim „stattlichen Festschmaus". Mein Herz wird jung und freudevoll, wenn ich an den Ablaß und an die Kirmes im Hause meiner seligen Eltern in Oberschlesien gedenke.

Inhalt.

Seite

Der polnische Verzicht auf Schlesien. Von Prof. Dr. H. Wendt, Direktor des Breslauer Stadtarchivs 1

Aus Oberschlesiens Vorzeit. Von Dr. Martin Jahn 4

Oberschlesiens Deutschtum im Mittelalter. Von Universitätsprofessor Dr. Robert Holtzmann 7

Deutsches Recht in Oberschlesien im Mittelalter. Ein Ortsverzeichnis. Auf urkundlicher Grundlage zusammengestellt von Staatsarchivdirektor Dr. K. Wutke 12

Die Bedeutung der deutschen Besiedlung Schlesiens für die kirchliche Entwicklung. Von Universitätsprofessor Dr. theol. Franz Xaver Seppelt 23

Die oberschlesischen Städte. Von Stadtbibliothekar Dr. Otfried Schwarzer 26

Von deutscher Kunst in Oberschlesien. Von Professor Dr. Paul Knötel 36

Geistiges Leben bei den Zisterziensermönchen im Kloster Rauden. Von Studienrat Dr. Klapper 40

Oberschlesische Stadtgeschichten. Von Dr. Randt, Assistent am Staatsarchiv in Breslau 44

Kunstwerke oberschlesischen Ursprungs in Wartha. Von Pfarrer Paul Bretschneider (Wartha) 47

In Eichendorffs Heimat. Von Prof. Alfons Nowack, Direktor des fürstbischöflichen Diözesanarchivs 51

Ein Prophet in Wort und Werk auf dem Breslauer Bischofsstuhle. (Fürstbischof Diepenbrocks Verdienste um Oberschlesien.) Von Dr. theol. Karl Kastner in Breslau 54

Die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse im oberschlesischen Industriebezirk unter den Breslauer Bischöfen. Von Lehrer P. Skotnik . 61

Die zivilisatorische Entwicklung Oberschlesiens. Aus Reisebeschreibungen und Memoiren. Von Universitätsprofessor Dr. Fr. Andreae . . 70

Friedrich Wilhelm Graf v. Reden, der Begründer der Montanindustrie Oberschlesiens. Von Geh. Rat Dr. Konrad Wutke, Direktor des Breslauer Staatsarchivs 77

Ablaß und Kirmes in Oberschlesien. Von Dr. Johannes Chrząszcz. 87

Druck von K. Nischkowsky in Breslau.



Heimatverlag Oberschlesien G. m. b. H. Gleiwitz

Neue oberschlesische Heimatkarten in Kupfertiefdruck

Unser Oberschlesien
„Das Hohelied deutscher Arbeit"
21.—32. Tausend

Die Hütte:
Mappe 1, 8 Hüttenbilder M. 3.—
Mappe 2, 8 Hüttenbilder M. 3.—

Heimatkarten in Kupfertiefdruck

Jede Mappe enthält 6 Bilder
Preis 2 Mark

Das schöne Oberschlesien
Mappe 1, 6 Heimatbilder
Mappe 2, 6 Heimatbilder

Unser liebes Oberschlesien
Mappe 1, 6 Heimatbilder
Mappe 2, 6 Heimatbilder
Mappe 3, 6 Heimatbilder

Freut Euch der Heimat
6 Bilder, herausgegeben vom Landschaftskomitee für Naturdenkmalpflege in Oberschlesien

---

Bühnenspiel: **Stief**
„Roggenmuhme und Wassermann"
deutsch-polnisch 5 Rollenstücke
M. 20.—

Bühnenspiel: **Kurpiun**
„Einbruch m. b. H."
5 Rollenstücke M. 20.—

Aus Eichendorffs Heimat
Mit Versen Eichendorffs
21.—40. Tausend
Mappe 1
8 Oberschl. Landschaftsbilder M. 3.50
Mappe 2
8 Oberschl. Landschaftsbilder M. 3.50

Das neue Oberschlesierlied

Das auf der Vortragsreise des Gesangsvereins der Breslauer Lehrer mit außergewöhnlichem Beifall aufgenommene Oberschlesierlied erschien soeben beim Heimatverlag in folgenden Ausgaben:

Mein Oberschlesien „Glückauf"
Gedicht von **K. Zeunert**
in Musik gesetzt von **Max Krause**

Einstimmig mit Klavierbegleit. M. 4.—
Zwei- u. dreistimmiger Schülerchor. Partitur M. 0.50
Männerchor. Partitur M. 0.50

Original-Helioradierungen
Von **Bruno Zwiener**
6 Kunstmappen, Bildgröße etwa 11 : 16 cm
Kartongröße 27½ : 37½ cm je Mk. 75.—

Mappe 1: Der Oberschlesier
„ 2: Die Hütte
„ 3: Die Grube
„ 4: Die Oberschlesierin
„ 5: Jung Oberschlesien
„ 6: Bad Carlsruhe in O.-S.

Wojewódzka i Miejska Biblioteka Publiczna
im. E. Smolki w Opolu
nr inw.: 7751 S
Sygn.: 7751 S
ZBIORY ŚLĄSKIE

Der Verein für Geschicht[e]
als 70jährigen Tätigkeit faſt [illegible]
unſeres Schleſierlandes, Politik, Verwaltung, Wirtſchaft, Kirchen-, Familien-, Lokalgeſchichte, aufzuhellen geſucht. In 17 Bänden ſchleſiſcher Geſchichtsſchreiber, 36 Bänden Urkundenſammlungen, 27 Bänden Darſtellungen und Quellen zur ſchleſiſchen Geſchichte, 54 Bänden Zeitſchrift, 13 Jahrgängen Schleſiſcher Geſchichtsblätter und über 30 Sonderveröffentlichungen hat er die Ergebniſſe der Forſchungen zur Landesgeſchichte niedergelegt.

Jeder Schleſier, der ſeine Heimat liebt und ſtolz auf ihre Vergangenheit iſt, wird deshalb aufgefordert, die Beſtrebungen des Vereins durch ſeinen Beitritt zu unterſtützen. Für den jährlichen Beitrag von 10 Mk. erhält er als Gegengabe einen Band Zeitſchrift und drei Hefte Geſchichtsblätter; auch alle früheren Vereinsſchriften, ſoweit ſie noch vorhanden ſind, kann er durch den Verein zum halben Friedenspreis beziehen. Wer mehr für die Pflege der Heimatsgeſchichte tun will, kann durch Zahlung von mindeſtens 20 Mk. Jahresbeitrag Gönner, durch einmalige Zahlung von 300 Mk. lebenslängliches Mitglied, von 500 Mk. lebenslänglicher Gönner, von 1000 Mk. Stifter des Vereins werden.

Das Vereinsjahr beginnt am 1. Januar.

Beitrittserklärungen erbeten an den Vorſitzenden des Vereins, Prof. Dr. Maetſchke, Breslau XVI, Lutherſtraße 25. Derſelbe iſt zu weiterer Auskunft gern bereit.

Druck von R. Nischkowsky in Breslau.

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu
7751 S
001-007751-00-0